

Andreas Gardt

Wort und Welt. Konstruktivismus und Realismus in der Sprachtheorie

1 Die Präsenz konstruktivistischen Denkens in der Sprachtheorie

Unter *Konstruktivismus* – in seiner auf Sprache bezogenen Form – sei im Folgenden die Auffassung von der sprachlichen Gebundenheit des Weltzugangs und der wirklichkeitskonstituierenden Kraft der Sprache verstanden.¹ Danach bezeichnen Wörter und Sätze nicht die Dinge an sich, sondern tun dies immer aus einer bestimmten Perspektive. Diese Perspektive ist nicht nur die des individuellen Sprechers, sondern ist auch der Sprache bereits inhärent: Wir eignen uns die Welt entlang der lexikalischen Kategorien und grammatischen Strukturen an, die wir in der Sprache vorfinden und die wir neu in ihr schaffen. Indem Sprache die Dinge der Welt nicht einfach passiv abbildet, sondern unseren geistigen Zugang zu ihnen leitet, prägt sie unser Bild von der Wirklichkeit. In der Trias von Sprache, Denken und Wirklichkeit kommt damit der Sprache das Apriori zu. Je nach Radikalität des linguistischen Konstruktivismus wird diese sprachliche Prägung des Wirklichkeitsbildes als partiell oder als absolut verstanden. Im letzteren Fall ist ein Denken ‚an der Sprache vorbei‘, ein sprachfreies Erkennen der Welt, nicht möglich.

Dabei scheint sich die lexikalische Dimension der Sprache in besonderer Weise zu konstruktivistischen Argumentationen anzubieten, weil Wörter aufgrund ihrer semantischen Eigenschaften sehr leicht zu Sachverhalten in Bezug gesetzt werden können. Dass mit der Wahl eines Ausdrucks wie *Verteidigungsminister* die Wirklichkeit als etwas sehr anderes präsentiert wird als durch den Ausdruck *Kriegsminister*, wie er noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts üblich war, ist offensichtlich.²

Wenn eine sprachfreie Erkenntnis der Wirklichkeit unmöglich ist, dann lässt sich, etwas pointiert, sagen, dass die Sprache mit dem für uns einzig verfügbaren

¹ Der Beitrag resümiert Überlegungen des Verfassers zu diesem Thema (erstmalig umfassend 1994 und 1999, zuletzt Felder/Gardt 2015, Gardt 2017 und Gardt 2018) und führt sie weiter.

² Ein aktuelleres Beispiel ist die Alternative von *Freisetzung* (von Arbeitskräften) und *Entlassung*. *Freisetzung* war 1994 einer der Kandidaten bei der Wahl zum „Unwort des Jahres“ [<http://www.unwortdesjahres.net/index.php?id=33>].

Bild von der Wirklichkeit in gewisser Weise die Wirklichkeit selbst für uns hervorbringt.³ Jenseits der sprachlich konstituierten Wirklichkeit gibt es – *für uns als erkennende Subjekte* – keine Wirklichkeit. Was wie eine Einschränkung klingen mag – „*für uns als erkennende Subjekte*“ – beschreibt eher eine erkenntnistheoretische Erleichterung, denn wenn keine andere Wirklichkeit als die sprachlich konstituierte erkennbar ist, ist es müßig, eine wie auch immer geartete ‚Wirklichkeit an sich‘ in unsere Überlegungen einzubeziehen: Wir sind von der Aufgabe entbunden, objektive Beschreibungen von ihr zu liefern, können uns ganz auf die Beschreibung der Konstruktionen konzentrieren.

Der Gedanke der sprachlichen Konstitution der Wirklichkeit (oder auch: Konstruktion, die Ausdrücke werden hier synonym verwendet, wobei *Konstruktion* den Blick stärker auf den Agens lenkt) begegnet in zahlreichen sprachwissenschaftlichen Publikationen. Im Folgenden seien einige charakteristische Formulierungen aus sprachwissenschaftlichen Arbeiten aufgeführt:⁴

realitätskonstituierende Macht der Wörter, gegenstandskonstitutive Rolle von Sprache, zentrale Rolle der Sprache im Prozess der Gegenstandssetzung/-prägung/-konstitution, Sachverhaltskonstitution durch Sprache, sprachliche Konstruktion von Wirklichkeit durch Medien, wirklichkeitskonstitutive Kraft der Kommunikation, Realitäten werden sprachlich konstituiert, mit Sprache werden Realitäten konstruiert, Sprache wirkt konstitutiv in den Prozessen der Erkenntnisgewinnung mit, Sprache bildet Außersprachliches nicht einfach ab, vielmehr trägt (der oft strategische Einsatz von) Sprache selbst dazu bei, ‚Wirklichkeit‘ zu schaffen usw.

Formulierungen dieser Art finden sich, wie erwähnt, in großer Zahl. Die angeführten Belege sind den Beiträgen eines einzigen Sammelbandes entnommen. Er ist von dem Verfasser dieser Zeilen mit herausgegeben (Felder/Gardt 2015a) und der Verfasser bezieht sein eigenes Arbeiten ausdrücklich in diese Form der Argumentation ein.

In linguistischen Arbeiten begegnen Äußerungen dieses Zuschnitts gehäuft in den Feldern Semantik, Lexikologie, Text-/Gesprächsanalyse und Diskursanalyse. Oft wird die konstruktivistische Position explizit im Titel von Arbeiten angesprochen: *Sprachliche Konstruktion von Krisen; Spracheinstellungen und Identitätskonstruktion; Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität; Faktizitätsher-*

³ Die Beschränkung auf die Sprache als Faktor der Wirklichkeitskonstruktion ist der Fragestellung dieses Beitrags geschuldet, tatsächlich spielen die unterschiedlichsten Faktoren eine Rolle. Die Sprachwissenschaft bezieht zunehmend multimodale Aspekte ein, darunter vor allem Text-Bild-Kombinationen, aber keineswegs nur diese (s. z. B. Klug 2016; Klug/Stöckl 2016).

⁴ Sie erscheinen nicht als Zitate, weil sie orthographisch und flexionsmorphologisch angeglichen wurden, ansonsten sind sie unverändert.

stellung in Diskursen; Korpuslinguistik, Hermeneutik und die soziale Konstruktion der Wirklichkeit usw.⁵ Als Gegenstände sprachlicher Konstruktion unterhalb der Ebene von *Wirklichkeit* bzw. *Realität* als pauschal genannten Größen begegnen z. B. *Identität* – oft als „Geschlechtsidentität“ (s. o.), aber auch als *soziale Identität*,⁶ *nationale Identität*,⁷ *organisationale Identität*⁸ usw. –, *Bildung*,⁹ *Wissen*¹⁰ und andere Kategorien der Lebenswelt.¹¹

Konstruktivistisches Denken ist natürlich nicht auf die Sprachwissenschaft oder die Philologien beschränkt, Titel wie *Sprachliche Konstruktion der Wirklichkeit: Metaphern in Therapiegesprächen*¹² oder *Konstruktion von Wirklichkeit: Beiträge aus geschichtstheoretischer, philosophischer und theologischer Perspektive*¹³ illustrieren es. Eine besondere Rolle spielt die Philosophie, in der konstruktivistisches Denken eine lange Tradition hat, auch wenn die Bezeichnung „Konstruktivismus“ vergleichsweise neu ist.¹⁴ Wo dabei Sprache eine Rolle spielt, bestehen erhebliche Überschneidungen zur linguistischen Theoriebildung, wie im Folgenden deutlich werden wird.

Deutliche Übergänge finden sich auch zur sozialwissenschaftlichen Forschung. Ein zentraler Bezugstext für die Linguistik und die Sozialwissenschaften gleichermaßen ist Peter L. Bergers und Thomas Luckmanns *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* von 1969.

5 Wengeler/Ziem 2013; König 2014; Günthner/Hüpper/Spieß 2012; Felder 2013a; Teubert 2006. Grundlegend zu dieser Thematik auch Köller (2004).

6 Zur sozialhistorischen Forschung s. u.

7 Z. B. Gardt 2002.

8 Habscheid u. a. 2015, 396.

9 Z. B. Brouër/Kilian/Lüttenberg 2015, 547.

10 Z. B. Busse 2006.

11 Nicht nur die Sprache der Gegenwart wird unter konstruktivistischer Perspektive analysiert, auch in sprachhistorischen Arbeiten ist die Rede von der „gesellschaftskonstituierende[n] Funktion von Sprache und Sprechen“ (Linke 2014, 30, vor dem Hintergrund einer Differenzierung in eine *Sprachgeschichte als Kommunikationsgeschichte, Kulturgeschichte, Mentalitätsgeschichte, Diskursgeschichte, Gesellschaftsgeschichte, Geschichte des Sprachgebrauchs*). Die wissenschaftliche Erforschung sprachhistorischer Phänomene beschreibe diese Phänomene nicht einfach, sondern schaffe ein *sinnstiftendes Bild* von der Sprache und bringe dabei die Gegenstände der Beschreibung selbst hervor, denn die sprachlichen Phänomene seien keine „vorsprachliche[n] und vorkognitive[n] Grundlagen einer irgendwie verstandenen Repräsentation von Vorgegebenem, sondern Größen, die ihre Existenz ausschließlich der Sprachgeschichtsschreibung als einem Konstruktionsakt verdanken“ (Reichmann 1998, 1).

12 Roderburg 1998.

13 Schröter/Eddelbüttel 2004.

14 Häufig wird auf konstruktivistische Zusammenhänge mit anderen Bezeichnungen referiert, u. a. mit „Idealismus“ und „Relativismus“, wobei die Ausdrücke nicht bedeutungsgleich sind.

Zugleich sind naturwissenschaftliche Inhalte und Arbeitsweisen Gegenstand konstruktivistischer Diskussion, etwa im *Neurobiologischen Konstruktivismus*,¹⁵ stehen dabei ihrerseits wieder in je eigenen Traditionen, z.B. des *Radikalen Konstruktivismus* (dazu s. u.).¹⁶ Die kognitive Linguistik lässt vor allem in ihren empirisch ausgerichteten Teilen entsprechende Berührungspunkte erkennen (zu diesen Positionen s. auch unten).

2 Traditionen des linguistischen Konstruktivismus

Ein locus classicus der Geschichte konstruktivistischen Denkens in der Sprachtheorie ist diese Stelle aus dem Werk Wilhelm von Humboldts (Humboldt 1836/1992, 53 f.):

In jeder Sprache liegt eine eigentümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur. [...] Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschließlich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch denselben Akt, vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunkts in der bisherigen Weltansicht sein [...].

Die Passage ist Humboldts Schrift *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* entnommen, der Einleitung zu seiner Beschreibung der Kawi-Sprache auf Java (Humboldt 1836/1992, 53 f.). Auffallend ist die Formulierung „hauptsächlich, ja, [...] sogar ausschließlich“. In einem Gespräch vorgetragen, würde die Steigerung von „hauptsächlich“ zu „ausschließlich“, vermittelt durch das „ja“, ein Einhalten im Fluss der Rede anzeigen, etwa im Sinne von ‚bei nochmaligem Nachdenken‘, ‚im Grunde‘. Bei einem schriftlichen Text jedoch fragt man sich, wieso

¹⁵ Z. B. Roth (1997; 2003 u. in diesem Band); Siefer/Weber 2006; zur Kritik s. Fuchs (2011 u. in diesem Band).

¹⁶ Z. B. von Glasersfeld 1996; von Foerster/von Glasersfeld/Hejl 1992; Maturana/Varela 1987; Rusch/Schmidt 1992. Zu wichtigen Positionen im Überblick s. Pörksen (2015).

der Verfasser den sprachlichen Weltzugang nicht ohne rhetorischen Umweg, also unmittelbar als „ausschließlich“ bezeichnet.

Tatsächlich ist Humboldts Zögern ganz und gar charakteristisch für die auf Sprache bezogene Konstruktivismusdebatte, und zwar bis in die Gegenwart. Ausgehend von der alltäglichen Erfahrung, dass wir in eine jeweilige Muttersprache hineingeboren werden und diese Sprache in Wortschatz und Grammatik bereits eine Gliederung der Welt enthält, beschreibt Humboldt unseren kognitiven Zugang zur Welt als grundsätzlich sprachgebunden: Unsere „Vorstellungen“ von den „Gegenständen“ sind so, wie die Sprache sie uns „zuführen“. Alles für den Menschen Relevante in der Welt besitzt entweder bereits eine Bezeichnung oder es wird durch einen neuen Akt des Bezeichnens, der sich wiederum der Mittel der bereits vorhandenen Sprache bedient, sogleich der Sprache zugeführt. Ein sprachfreier Raum, in dem sich die Vorstellungen des Menschen bilden könnten, ist nicht erkennbar, daher die Rede von der *Ausschließlichkeit* des sprachlichen Weltzugangs.

Ganz und gar sicher scheint sich Humboldt aber nicht zu sein, wie sein Zögern zeigt. In der Tat ist die Feststellung der *Ausschließlichkeit* des sprachlichen Weltzugangs zunächst nicht mehr als eine Behauptung: Dass Sprache beim Erkennen der Welt eine entscheidende Rolle spielt, ist eine Alltagserfahrung, aber die *Ausschließlichkeit* ihres epistemologischen Wirkens ist damit keineswegs bewiesen. Der Punkt wird an anderer Stelle erneut aufgegriffen werden.

Zunächst bleibt festzustellen: Humboldts Äußerung ist für eine Ausprägung konstruktivistischer Theoriebildung charakteristisch, die nicht nur einen prägenden Einfluss der Sprache auf die Erkenntnis annimmt, sondern zugleich tendenziell deterministisch argumentiert, im Extremfall den Menschen als in der Sprache „gefangen“ (Humboldt um 1810–11/1992, 15) sieht, weil er sich wie in einen Kokon in sie *hineinspinnt*. Genau an diesem Punkt unterscheiden sich, wie zu zeigen sein wird, die sprachkonstruktivistischen Ansätze: in der Annahme des Ausmaßes der sprachlichen Determiniertheit des Weltzugangs. Allen konstruktivistischen Ansätzen gemeinsam aber ist die grundsätzliche Überzeugung von der epistemologischen Qualität der Sprache. Dabei begibt sich die Humboldt'sche Linie – pars pro toto will ich sie so bezeichnen, auch wenn sie bereits vor Humboldt einsetzt und bis in die unmittelbare Gegenwart führt – vollständig in die Sprache hinein, betrachtet sie als eine *conditio sine qua non* des Zugangs des Menschen zur Welt. Neben der Aufgabe der Kommunikation kommt der Sprache damit auch bzw. sogar zuallererst die Funktion zu, dem Menschen die Welt kognitiv verfügbar zu machen.

Positionen, die das Verhältnis von Sprache und Denken in diesem Sinne fassen, begegnen gehäuft seit dem späten 18. Jahrhundert. Johann Gottfried Herder etwa schreibt in seiner Abhandlung über den Sprachursprung (Herder 1771/1985, 725):

[D]er Wilde, der Einsame im Walde hätte Sprache für sich selbst erfinden müssen; hätte er sie auch nie geredet.

Ähnlich August Wilhelm Schlegel (Schlegel 1798–1803/1989, 399):

Das Bedürfniß der Sprache als Gedanken-Organ, als eines Mittels, selbst zur Besinnung zu gelangen, geht in der philosophischen Ordnung dem Bedürfnisse der geselligen Mittheilung nothwendig vorher.

Die Formulierung „zur Besinnung [...] gelangen“ zeigt, dass das Subjekt diese Vorgänge nicht wirklich zu kontrollieren vermag. Schlegel kann also, wie später Humboldt, zuspitzen, wenn er feststellt, dass die Muttersprache, „uns unbewußt, über unsern Geist [herrscht]“ (Schlegel 1801–1802/1989, 417).

Die Belege illustrieren auch, was bereits angedeutet wurde: dass sprachkonstruktivistische Argumentationen meist einzelsprachlich ausgerichtet sind. Jede Sprache repräsentiert eine ganz bestimmte Perspektive auf die Wirklichkeit und wirkt durch sie prägend auf das Denken ihrer Sprecher. Nicht selten geht mit dieser Auffassung noch im 19. und frühen 20. Jahrhundert eine Hypostasierung von Sprache einher, indem ihr eine vom Subjekt unabhängige gestaltende Kraft zugesprochen wird, wie sie in deutschsprachigen Texten bisweilen in der Rede vom *Sprachgeist* anklingt (in Texten anderer Sprachen: *genius linguae*, *genius of the language*, *génie de la langue*).

Diese einzelsprachliche Ausrichtung aber ist nicht zwingend, möglich ist auch eine universalistische Position, wonach sich die Strukturen der Einzelsprachen auf eine Art Urform rückführen lassen, die ihrerseits mit den Strukturen des Bewusstseins korreliert. Universalistische Überlegungen begegnen ebenfalls bereits früh, vor allem dort, wo das Lateinische als universale Sprache gilt. Charakteristisch ist diese Passage aus einem anonymen Traktat des 14. Jahrhunderts (Thurot 1869/1964, 125; es handelt sich um einen Text aus dem Umfeld der modistischen Grammatik):

Ob allen Sprachen eine einzige Grammatik zugrunde liegt? Ja, denn die Natur der Sachen, der Seinsweisen und der Auffassungsweisen sind für alle bzw. bei allen Menschen ähnlich.

Im 18. Jahrhundert schließlich findet eine Auseinandersetzung über den *ordo naturalis* statt, die das Verhältnis zwischen den Sachverhalten der Wirklichkeit, ihren kognitiven Abbildern und ihren sprachlichen Fassungen diskutiert. Gefragt wird, in welcher Sprache die Anordnung der Satzglieder am ehesten der natürlichen Ordnung der Dinge entspricht. In Frankreich ist man von der Superiorität des Französischen überzeugt: Das *génie de la langue française* beweise sich darin, dass sein *ordre naturel* Spiegel der universalen Seinsverhältnisse sei.

Bei diesen Diskussionen geht es also durchaus um das Verhältnis von Sprache, Denken und Wirklichkeit, jedoch nicht um den Nachweis einer Unhintergebarkeit der Prägung des Denkens durch die Kategorien der Sprache. Vielmehr wird die Wirklichkeit in ihrer Präexistenz nicht hinterfragt, sondern bleibt der feste Bezugspunkt allen Urteilens über die Angemessenheit sprachlicher und kognitiver Wirklichkeitsbilder. Diese Form der Sprachreflexion, die in Frankreich in der Tradition Descartes' und der Grammatik von Port Royal steht, in Deutschland unter anderem bei Gottfried Wilhelm Leibniz begegnet, wertet die epistemologische Dimension der Sprache durchaus auf, gibt aber den Bezug zur einen, für alle erkennenden Subjekte verbindlichen Wirklichkeit nicht preis.

Schon früh gelten die natürlichen Sprachen als unfähig, diese Wirklichkeit adäquat zu beschreiben, sodass sich als Alternative die Konstruktion künstlicher, formaler Sprachen anbietet, die eben das leisten sollen. Hier lässt sich eine Linie von Überlegungen des Rationalismus der Frühen Neuzeit bis zur *Ideal Language Philosophy* des 20. Jahrhunderts ziehen und diese Konzeptionen illustrieren bei aller Einsicht in die konstruktive Dimension von Sprache eine – im erkenntnistheoretischen Sinne – realistische Hoffnung auf ein ontologisch zuverlässiges Verhältnis zwischen Wirklichkeit, Denken und Sprache (weshalb sie auch in diesem Beitrag an anderer Stelle eingehender behandelt werden sollen).

Zurück zu den Traditionen des linguistischen Konstruktivismus. Berühmt sind Friedrich Nietzsches wuchtige Angriffe auf jeden schlichten Positivismus, der den eigenen Blick auf die Welt – darunter auch den Blick des Wissenschaftlers – für einen sicheren Zugriff auf ‚die Wahrheit‘ hält (Nietzsche 1873/1967, § 1):

Das ‚Ding an sich‘ (das würde eben die reine folgenlose Wahrheit sein) ist auch dem Sprachbildner ganz unfasslich und ganz und gar nicht erstrebenswerth. Er bezeichnet nur die Relationen der Dinge zu den Menschen und nimmt zu deren Ausdrücke die kühnsten Metaphern zu Hülfe. [...] Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind [...].

Zwischen dem Wahrnehmen der Dinge und ihrer sprachlichen Vermittlung finden mehrere Sprünge statt, Brechungen, die es unmöglich machen, von den Wörtern als Abbildern der Wirklichkeit zu sprechen.

Weniger heftig, aber nicht minder eindringlich argumentiert Ernst Cassirer in der *Philosophie der symbolischen Formen* (Cassirer 1923, 20):

So zeigt etwa der Prozeß der Sprachbildung, wie das Chaos der unmittelbaren Eindrücke sich für uns erst dadurch lichtet und gliedert, daß wir es ‚benennen‘ und es dadurch mit der Funktion des sprachlichen Denkens und des sprachlichen Ausdrucks durchdringen. In dieser neuen Welt der Sprachzeichen gewinnt auch die Welt der Eindrücke selbst einen ganz ‚neuen‘ Bestand, weil eine neue geistige Artikulation. Die Unterscheidung und Sonderung, die Fixierung gewisser Inhaltsmomente durch den Sprachlaut bezeichnet an ihnen nicht nur, sondern verleiht ihnen geradezu eine bestimmte gedankliche Qualität, kraft deren sie nun über die bloße Unmittelbarkeit der sog. sinnlichen Qualitäten erhoben sind. So wird die Sprache zu einem der geistigen Grundmittel, vermöge dessen sich für uns der Fortschritt von der bloßen Empfindungswelt zur Welt der Anschauung und Vorstellung vollzieht.

Die Inhalte der Welt erhalten im Akt der Benennung „eine bestimmte gedankliche Qualität“, die uns erst dazu befähigt, jenseits des bloßen ‚Empfindens‘ von Welt über die Welt und ihre Inhalte zu reflektieren und zu sprechen. So ist die Sprache nichts, das zum Erkennen in einem zweiten Schritt hinzutritt, vielmehr ermöglicht sie dieses Erkennen zuallererst.

Eine Umsetzung konstruktivistischer Überlegungen in konkrete sprachwissenschaftliche Arbeit illustrieren die Untersuchungen Jost Triers zu den Wortfeldern des Deutschen. Als Bündel (partiell) bedeutungsgleicher Ausdrücke korrespondieren Wortfelder mit der Wirklichkeit. Sie tun dies jedoch nicht als passive Spiegel dieser Wirklichkeit, denn das würde einer reinen Abbildtheorie entsprechen (Trier 1973, 2):

Die Sprache *spiegelt* [...] nicht reales Sein, sondern *schafft* intellektuelle Symbole, und das Sein selbst, das heißt das für uns gegebene Sein, ist nicht unabhängig von Art und Gliederung der sprachlichen Symbolgefüge.

Das ist die gängige konstruktivistische Vorstellung, wonach Sprache und Sein nicht unabhängig voneinander bestehen. Was genau aber bedeutet: „das heißt das für uns gegebene Sein“? Das Gesagte soll wohl nur für dasjenige Sein gelten, auf das wir einen Zugriff haben, womit zugleich angedeutet ist, dass es einen Seinsanteil gibt, der unabhängig von der Gliederung durch die Sprache besteht.

Formulierungen wie die zuletzt zitierte wirken wie Absicherungen und begegnen in konstruktivistischen Argumentationen häufig (man denke an das Zögern Wilhelm von Humboldts). Doch man kann den Autoren die mangelnde Festlegung kaum verdenken, denn mit welcher Autorität ließen sich diese Fragen endgültig beantworten? Durch Bemerkungen wie die zitierten wird die Frage der Absolutheit der sprachlichen Wirklichkeitskonstruktion, damit die Frage nach der Existenz einer von der sprachlichen Kategorisierung nicht berührten Wirklichkeit und deren Verhältnis zur sprachlich konstruierten Wirklichkeit angerissen, dabei zugleich offengelassen: Wie weit greift die Sprache in die Welt und in

unsere Vorstellungen von ihr hinein? Und wie würde sich ein sprachfreier Rest an Welt zeigen? Mag man z. B. für bestimmte sinnliche Erfahrungen wie Geschmacksempfindungen, wie sie bei Leibniz als *cognitio clara confusa* begegnen, die Möglichkeit einer sprachfreien kognitiven Verarbeitung annehmen, so stellt sich doch zugleich die Frage nach dem Einfluss sprachlicher Bezeichnungen dieser Geschmacksempfindungen auf den Akt des Empfindens, also nach der Auswirkung einer Bezeichnung wie „sauer“ auf die entsprechende Empfindung, und die aktuelle Forschung – wie die des Projekts „sensory semantics“¹⁷ – hat ihr Augenmerk eben darauf gerichtet.

Mit dieser Bemerkung sind konstruktivistische Ansätze angesprochen, die zu ihren Darstellungen nicht auf dem Wege der reinen Reflexion, sondern durch empirische Untersuchung gelangen. Bereits Humboldt und seine Zeitgenossen waren zu ihren sprachtheoretischen Aussagen aufgrund von Analysen lexikalischer und grammatischer Strukturen nicht-indoeuropäischer Sprachen gelangt. Bekannt (und nicht unumstritten) sind die entsprechenden Arbeiten Benjamin Lee Whorfs um die Mitte des 20. Jahrhunderts, die in der Formulierung eines *linguistischen Relativitätsprinzips* resultierten (*Language, Thought and Reality*, 1956).¹⁸ Eine aktuelle Fortsetzung finden sie in empirischen Untersuchungen etwa zur Korrelation von Sprache und Farb-, Zeit- und Raumwahrnehmungen.¹⁹ Die kognitive Linguistik forscht in einem Bereich, der es erlaubt, sprachliche Strukturen zu mentalen Konstellationen und zugleich zu kulturellen Fragen in Bezug zu setzen, erwähnt seien nur die Untersuchungen zu konzeptuellen Metaphern von George Lakoff und Mark Johnson, auch die Forschung zur Frame-Semantik.²⁰

In Teilen ebenfalls empirisch begründet ist der sehr pointiert argumentierende Radikale Konstruktivismus.²¹ In der Folge der Sicht des menschlichen Bewusstseins als eines *autopoietischen Systems* gilt bereits die sinnliche Wahrnehmung als kognitive Konstruktion und alle sich anschließenden Operationen des Bewusstseins, alle mentalen Verarbeitungen der Wahrnehmungsdaten sind ebenfalls Konstruktionen, die auf der Basis biologischer und kultureller Entwicklung der Menschheitsgeschichte ablaufen. Ein unmittelbarer Zugang zu einer ‚Wirklichkeit an sich‘ ist nicht möglich, und die sprachlichen Zeichen

17 [<http://www.sensorysemantics.ch/de/index.php>].

18 Dazu aus aktueller Perspektive Lucy (2016).

19 Z. B. C. Everett 2013; D. Everett 2013; Lehmann 1998; Levinson 2003; Härtl 2009; Lai/Boroditsky 2013; Thibodeau/Boroditsky 2015. – Einen ersten Einstieg in Themen der kognitivistischen Forschung vermittelt z. B. die Sektion „Linguistics“ der *Encyclopedia of Cognitive Science* [<http://onlinelibrary.wiley.com/book/10.1002/0470018860>].

20 Lakoff/Johnson 2008; Lakoff/Wehling 2008; Busse 2012.

21 S. auch Anm. 16.

verweisen denn auch nicht unmittelbar auf die Gegenstände der Welt (Maturana 1982, 73):

Die basale Funktion der Sprache als eines Systems des Orientierungsverhaltens besteht nicht in der Übermittlung von Informationen oder in der Beschreibung einer unabhängigen Außenwelt, über die wir sprechen können, sondern in der Erzeugung eines konsensuellen Verhaltensbereiches zwischen sprachlich interagierenden Systemen im Zuge der Entwicklung eines kooperativen Interaktionsbereiches.

In diesem Zitat zeigt sich zugleich etwas, das konstruktivistische Darstellungen oft kennzeichnet: der Rückzug von der Möglichkeit, objektiv zutreffende Aussagen über die Wirklichkeit machen zu können, jedenfalls dann, wenn *objektiv* eine Korrespondenz zwischen der Aussage und der beschriebenen Wirklichkeit meint. Sehr eindrucksvoll zeigt sich das in den Arbeiten Richard Rortys, der als ein Beispiel für viele genannt sei. Unser Blick auf die Welt ist kein objektives, von den Gegenständen geleitetes Erkennen, sondern durch unser Vokabular gelenkt (Rorty 1989, 21):

Vor etwa zweihundert Jahren faßte in der Vorstellungswelt Europas der Gedanke Fuß, daß die Wahrheit gemacht, nicht gefunden wird. Die Französische Revolution hatte gezeigt, daß sich das ganze Vokabular sozialer Beziehungen und das ganze Spektrum sozialer Institutionen beinahe über Nacht auswechseln ließ.

Für die – aus Rortys Sicht – nur vermeintlich objektiv arbeitenden Naturwissenschaften gilt (ebd., 22):

So gesehen, erfinden große Naturwissenschaftler Beschreibungen der Welt, die dem Zweck der Vorhersage und Kontrolle dessen, was geschieht, dienen können, genauso, wie Dichter und politische Denker andere Beschreibungen der Welt zu anderen Zwecken erfinden. In keinem Sinn aber ist auch nur eine dieser Beschreibungen eine genau zutreffende Darstellung der Weise, wie die Welt an sich ist.

Wir müssen uns von der Vorstellung verabschieden, dass die Wahrheit „dort draußen ist“ (ebd., 24) und wir in der Lage sind, sie objektiv zu beschreiben. In den Geistes- und Kulturwissenschaften der Gegenwart haben solche konstruktivistischen Überlegungen mittlerweile, in Rortys Worten, „kulturelle Hegemonie“ (ebd., 21) erreicht.

Rortys Überlegungen und die vieler anderer machen es deutlich: Der konstruktivistische Gedanke birgt ungemein attraktive Möglichkeiten für die gesellschaftliche Auseinandersetzung über das Verfasstsein der Wirklichkeit. Sicher geglaubte Wahrheiten können als eben nur geglaubte Wahrheiten offengelegt werden und ganze Gebäude machtvoller Begriffshierarchien können so ins Wanken, gar zum

Einsturz gebracht werden. Das viel zitierte Diktum Nietzsches – „[N]ein, gerade Thatsachen giebt es nicht, nur Interpretationen“ (Nietzsche 1886/1967, 7/60)²² – fasst diese Auffassung prononciert zusammen und ist zu einem Kampfruf des Konstruktivismus geworden.

3 Die Plausibilität des linguistischen Konstruktivismus

Wenn in aktuellen geistes- und kulturwissenschaftlichen Beschreibungen des Ortes der Sprache in der Welt die Rede davon ist, Sprache sei das „Grundlegendste und zugleich [...] Höchste“ für den Menschen, sei „unhintergebar und unüberschreitbar“ (so z. B. Angehrn/Küchenhoff 2012, 7), dann ist das zunächst nicht mehr als eine Behauptung. Diese Behauptung kann sich allerdings, wie gezeigt wurde, auf eine Tradition von Jahrhunderten stützen. Auch wird zumindest die einzelsprachliche Perspektivität von Sprache in Teilen durch empirische Untersuchungen gestützt, aber nicht nur dadurch, sondern auch durch unsere Alltagserfahrung: Wir wissen genau, dass die Sprachen der Erde die Phänomenwelt unterschiedlich segmentieren. Doch das festzustellen ist trivial, da das Entscheidende damit noch nicht benannt ist: Welches Ausmaß und welche Folgen hat diese unterschiedliche Segmentierung? Ist (bzw. in welchem Maße ist) ein Zugriff auf die Phänomenwelt an der Sprache vorbei möglich, sodass wir sozusagen mit eigenen Augen sehen können, wie sich die Dinge tatsächlich verhalten?

Was für die Segmentierung zwischen den Sprachen gilt, trifft auch innerhalb jeder einzelnen Sprache zu, es ist, wie eingangs betont, ein großer Unterschied, ob ein und derselbe Sachverhalt als *Freistellung von Arbeitskräften* oder als *Entlassung* beschrieben wird. Immer wieder wurde in der Geschichte der Sprachreflexion davor gewarnt, die Wörter für die Dinge zu halten, quer über die philosophischen Strömungen hinweg. Schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts weist der englische Empirist Francis Bacon im *Novum Organum* auf die sprachliche Segmentierung der Welt hin: Die Wörter zerteilen die Dinge („Verba [...] res secant“, Aphorismus 59). Zugleich wirken sie auf das Bewusstsein zurück („verba [...] super intellectum retorqueant et reflectant“, ebd.) und können den Menschen zu allen möglichen Hirngespinnsten („commenta“, Aphorismus 43) verleiten. In solchen Situationen

²² Tatsächlich wendet sich Nietzsche damit gegen den Positivismus, als eine Auffassung, die (zu unreflektiert) „bei dem Phänomen stehen bleibt“ (ebd.).

hat die Sprache den Menschen im Griff, er muss sich wehren und, wie zu zeigen sein wird, er kann sich wehren.

Etwa ein Jahrhundert nach Bacons Überlegungen kritisiert der Frühaufklärer Christian Wolff, dass die Menschen oft „leere Wörter, mit denen kein Begriff verknüpft ist, für Erkänntniß halten, und Wörter für Sachen ausgeben“ (Wolff 1720/1983, § 320). Und Leibniz beschreibt die Nähe von Sprache und Denken sehr anschaulich (um 1697/1908, § 5):

5. Es ist aber bey dem Gebrauch der Sprache, auch dieses sonderlich zu betrachten, dass die Worte nicht nur der Gedancken, sondern auch der Dinge Zeichen seyn, und dass wir Zeichen nöthig haben, nicht nur unsere Meynung andern anzudeuten, sondern auch unsern Gedancken selbst zu helfen. Denn gleichwie man in grossen Handels-Städten, auch im Spiel und sonst nicht allezeit Geld zahlet, sondern sich an dessen Statt der Zeddel oder Marcken, biss zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedienet; also thut auch der Verstand mit den Bildnissen der Dinge, zumahl wenn er viel zu dencken hat, dass er nehmlich Zeichen dafür brauchet, damit er nicht nöthig habe, die Sache iedesmahl so oft sie vorkommt, von neuen zu bedencken. Daher wenn er sie einmahl wohl gefasset, begnügt er sich hernach oft, nicht nur in äusserlichen Reden, sondern auch in den Gedancken und innerlichen Selbst-Gespräch das Wort an die Stelle der Sache setzen.

Der Verstand entlastet sich durch den Gebrauch von Zeichen: Würde man beim Sprechen immer an die Dinge denken, über die man gerade spricht, käme man nicht von der Stelle. Der Gedanke ist ebenso einfach wie schlagend, jeder kann es selbst überprüfen. So dürften alle, die Deutsch sprechen, den folgenden Satz mühelos verstehen: „Beim Schneiden einer Zwiebel tränen bisweilen die Augen.“ Wer bei der Lektüre dieses Textes den Satz verstanden hat, hat dies vermutlich getan, ohne bei jedem Wort das Bild des jeweils bezeichneten Sachverhalts vor das innere Auge zu rufen, d. h. ohne eine Zwiebel oder die Tätigkeit des Schneidens oder den Vorgang des Tränens der Augen tatsächlich zu imaginieren. Natürlich *könnte* man es tun, aber in der Regel tut man es nicht. Vielmehr denkt man zumeist ‚in Sprache‘, auf der Ebene der Zeichen, mittels der Zeichen, ohne Distanz zu ihnen.

Eben das aber bedeutet, dass auch die Qualität unseres Denkens unmittelbar durch die Zeichen beeinflusst wird: Wenn die Zeichen die Wirklichkeit unzureichend erfassen, dann wird unser Denken in die Irre geführt. Leibniz nennt als Beispiel das Wort *Pflanzenseele* („ames vegetatives“, Leibniz 1704/1961, III/X/14), das in einer bestimmten Strömung der griechischen Philosophie verwendet werde und fälschlicherweise suggeriere, dass Pflanzen Seelen haben. Was für *Pflanzenseele* gilt, trifft auch auf *Entlassung* und *Freisetzung von Arbeitskräften* zu, und die Kritik daran begegnet in der Geschichte der Sprachreflexion immer wieder, erwähnt sei lediglich Ludwig Wittgensteins bekannte Rede von

der „Verhexung unsres Verstandes durch die Mittel der Sprache“ (Wittgenstein 1945/1960, § 109).

Genau dieser Sachverhalt ist es, der das sprachkonstruktivistische Denken plausibel macht: Indem die Sprache kein einfacher Spiegel der Wirklichkeit ist, sondern eine Perspektive auf sie bietet, wird unser Bild von der Welt durch sie geleitet. Und auf eben diese Perspektiven lässt sich die Sprache abfragen. Der Konstruktivismus bietet die ideale Theorie, um die in der Sprache sedimentierten Wissensbestände, Positionen, Meinungen, Überzeugungen einer Sprach- und Kulturgemeinschaft offenzulegen. Häufig vollzieht sich dieses Offenlegen in den Sphären von Politik und Gesellschaft, und konstruktivistische Analyse kann dort aufzeigen, dass Begriffe wie *Nation*, *Volk*, *Rasse*, *Geschlecht* alles andere als objektive Abbilder der Wirklichkeit bieten. Schon vor ihrer Verwendung durch die einzelnen Sprecher, vor deren individueller Prägung der Wörter sind sie nicht perspektivisch neutral, und ein Ausdruck wie *Neger* hat seine semantische Unschuld vollends verloren. Vermeintliche Wahrheiten lassen sich als eben nur vermeintliche ausweisen, und die linguistische Diskursanalyse – als diejenige Strömung in der Sprachwissenschaft, die solche Untersuchungen am intensivsten betreibt – umfasst denn auch neben einer deskriptiven Variante eine dezidiert ideologiekritische.²³ Zur Tradition beider gehören die Arbeiten Michel Foucaults, die sich nicht nur, aber eben auch als Texte über das Verhältnis von Sprache und Macht lesen lassen: Wahrheit entsteht im Diskurs, und wer die Macht über den Diskurs hat, entscheidet über die Wahrheit.²⁴ Einen archimedischen Punkt jenseits des Diskurses gibt es ebenso wenig, wie es einen Punkt jenseits der Humboldt'schen *sprachlichen Weltansichten* gibt. Der aufklärerische Habitus vieler diskursanalytischer Arbeiten spiegelt sich entsprechend in ihrer Begrifflichkeit: Die Autoren und Autorinnen wollen etwas *offenlegen*, *freilegen*, *Fundamente aufzeigen*, *Sinn entfalten*, *zugrunde liegendes*, *verstecktes Wissen explizieren*, *verdeckte Strukturen sichtbar*

23 Ausdrücklich ideologiekritisch ist z. B. die Position von Wodak u. a. (1998, 43): „Die kritische Diskursanalyse setzt sich zum Ziel, die ideologisch durchwirkten und oft opaken Formen der Machtausübung, der politischen Kontrolle und Manipulation sowie der diskriminierenden, beispielsweise sexistischen oder rassistischen, Unterdrückungs- und Exklusionsstrategien im Sprachgebrauch sichtbar zu machen.“ – Einen guten Überblick über die unterschiedlichen Ansätze und Praktiken der Diskursanalyse vermittelt Niehr/Schlobinski (2017); speziell zur romanistischen Perspektive vgl. Schrott (2015) und (demn.); zur Verbindung qualitativer und quantitativer Verfahren vgl. etwa Kalwa (2013) und Lautenschläger (2018); zu den Übergängen zwischen Stilistik und Diskursanalyse vgl. die Arbeiten von Ulla Fix, z. B. Fix (2015).

24 Grundsätzlich zum „diskursiven Wettkampf um Geltungsansprüche“ s. Felder (2013b).

*machen, latent verhandelte Themen analysieren, dominante Denkmuster herausfinden usw.*²⁵

Um die gesellschaftliche Dimension der konstruktivistischen Sicht auf Sprache zu illustrieren, abschließend ein aktuelles Beispiel: das *Gendern* bzw. *Gender-Mainstreaming* von Sprache. Wenn gefordert wird, anstelle von *Studenten Studierende* zu sagen, anstelle von *Lesern* von *Lesern und Leserinnen* (bzw. *Lese-rinnen und Lesern*) zu reden oder, wie dies Politiker mittlerweile nahezu durchgängig tun, anstelle von *Bürgern* von *Bürgern und Bürgerinnen*, wenn auch für die Schreibung analoge Beidnennungen verlangt und praktiziert werden (*BürgerInnen, Bürger/innen, Bürger_innen, Bürger*innen, Bürger.innen* usw.), die gelegentlich auch in der Aussprache durch kurze Sprechpausen (Glottalverschluss) angezeigt werden, dann ist das nur plausibel vor dem Hintergrund einer konstruktivistischen Sicht auf Sprache: Nur wenn wir annehmen, dass die Sprache schon in ihren Strukturen einen konstitutiven Einfluss auf unsere Bilder von der Wirklichkeit hat, ist Gendern sinnvoll.

Auch jenseits wissenschaftlicher Argumentation scheint sich diese Auffassung durchgesetzt zu haben, in einer Art Alltagskonstruktivismus. So wird im Wikipedia-Artikel „Geschlechtergerechte Sprache“ ohne differenzierende Erklärungen auf die Sapir-Whorf-Hypothese verwiesen²⁶ und auf einer Homepage zum Thema *Geschickt Gendern* – das Beispiel steht für viele – heißt es:

Durch Sprache entstehen Bilder in unseren Köpfen. Werden nur Männer genannt, spiegelt sich das in unseren gedanklichen Vorstellungen wider. Das widerspricht oftmals der Realität [...].²⁷

Die hier implizierte Argumentation verläuft so: Prägt die Sprache tatsächlich unser Denken, dann müssen Frauen in ihr unmittelbar präsent sein. Im generischen Maskulinum des Deutschen aber (*Studenten/Autoren/Bürger* für beide Geschlechter) sind sie dies nur auf dem Umweg über die grammatische Regel, in *Bürgerinnen und Bürger* aber sind sie es unmittelbar. Wer daher Frauen nicht aus dem gesellschaftlichen Raum ausblenden will, muss ihnen in der Sprache Präsenz gewähren.

²⁵ Die Aufzählung folgt Gardt (2007, 33).

²⁶ [https://de.wikipedia.org/wiki/Geschlechtergerechte_Sprache]: „Diese männliche Dominanz in der Sprache wiederum festige die nachgeordnete Stellung der Frau. Diesbezüglich wird eine Veränderung der Sprache für notwendig erachtet, um auf dem Weg eines sprachlich ausgelösten Bewusstseinswandels die Gleichstellung von Frauen in der Gesellschaft voranzubringen, vgl. Sapir-Whorf-Hypothese.“

²⁷ [<http://geschicktgendern.de>].

Das Beispiel fügt sich, wie erwähnt, in diejenige Dimension des Sprachkonstruktivismus, der es um das Bewusstmachen gesellschaftlicher Zusammenhänge geht, um den Hinweis auf Konstellationen von Macht, die sich in der und durch die Sprache verfestigt haben, und um Vorschläge zur Veränderung. Wo solche Kritik an bestehenden sprachlichen Verhältnissen geübt wird, geschieht es gegenwärtig meist auf der Basis aufklärerisch-liberaler Überzeugungen, die sich gegen als konservativ bis reaktionär empfundene Ideologisierungen von Sprache wenden.

Als epistemologische Theorie aber ist der Konstruktivismus politisch und ideologisch neutral, er lässt sich auch zu gesellschaftspolitisch ganz anders gearbeteten Argumentationen verwenden, wie ein Blick auf den Fremdwortpurismus zeigt. Ein Autor aus dem 19. Jahrhundert charakterisiert französische Fremdwörter im Deutschen so (Friedrich Ludwig Jahn 1833, 206):

Jene Wälschworte [d. h. Wörter des Fanzösischen, A. G.], so Seelengift einschwärzen, unsere Grundansicht verdüstern, die Lebensverhältnisse verwirren, und durch andersartige, sittliche, rechtliche, und staatliche Begriffe das Deutschthum verunstalten, entstellen und schänden.

Der Autor ist keineswegs Konstruktivist im Sinne des Bekenntnisses zu einer solchen Theorie. Was sich hier zeigt, ist vielmehr die oben bereits erwähnte Form des Alltagskonstruktivismus, also eine Art Konstruktivismus *ante artem*, noch vor einer expliziten theoretischen Modellierung, im eben zitierten Beispiel allerdings in einer trivialen und ideologisch stark zugespitzten Form.

Bisweilen werden in solchen Argumentationen auch grammatische ‚Beweise‘ angeführt, etwa dort, wo die englische Kafka-Übersetzerin Willa Muir „Hitler’s Reich“ aus der Struktur des deutschen Satzes ableitet (Muir/Muir 1959, 95):

I have the feeling that the shape of the German language affects the thought of those who use it and disposes them to overvalue authoritative statement, will power and purposive drive. In its emphasis on subordination and control it is not so ruthless as Latin, but both in Latin and in German the structure of the language, I am inclined to think, conditions the kind of thought that it expresses. And so it must have an organic relation to the aspirations and imaginative constructions of those who use it. A language which emphasizes control and rigid subordination must tend to shape what we call *Macht-Menschen*. [...] The drive, the straight purposive drive, of Latin, for instance, is remarkably like the straight purposive drive of the Roman roads. One might hazard a guess that from the use of *ut* with the subjunctive one could deduce the Roman Empire. Could one then deduce Hitler’s Reich from the less ruthless shape of the German sentence? I think one could.

Wesentlich zurückhaltender dagegen verläuft die aktuelle Diskussion über den Einfluss von Anglizismen auf das Deutsche und seine Sprecher, aber auch dabei geht es um Fragen der Identität und der Prägung des Denkens durch die fremde

Sprache. Auf der Homepage des *Vereins Deutsche Sprache* beklagt ein Autor, „[d]ass sich bei der Verwendung einer Zweitsprache die Gedankengänge des Sprechers vereinfachen“²⁸, und ein anderer kritisiert:

Um so fragwürdiger ist es, wenn Parteioberer und Ideologen die Menschen mit Pidgin-Englisch [d. h. einer Mischung aus Deutsch und Englisch, A. G.] im Stil von ‚Green New Deal‘ umerziehen wollen. Gehirnwäsche per ‚Greenwashing‘ und ‚Veggie Day‘ – nein danke!²⁹

4 Sprachtheoretischer Realismus

Die Gegenposition zum eben Geschilderten ist die eines sprachtheoretischen Realismus.³⁰ Konsequent gedacht, sind nach ihm die Gegenstände und Sachverhalte der Wirklichkeit dem erkennenden Subjekt vorgegeben, werden von seinem Bewusstsein erfasst, um in einem letzten Schritt in Sprache gekleidet zu werden. Unser Erkennen wäre danach sprachfrei oder kann es zumindest sein. Der Mensch eignet sich die Welt durch Akte der Benennung souverän an, er ist und bleibt Herr über seine Sprache. Eine Verstrickung in die Sprache oder in den Diskurs ist möglich, doch kann sich der Mensch von ihr befreien. Auch diese Auffassung hat eine lange Tradition und entspricht zudem unserer vorwissenschaftlichen Intuition und Erfahrung: Wir nehmen die Welt als gegeben wahr und halten ein unmittelbares Erkennen ihrer Phänomene für möglich. Auch sind wir davon überzeugt, dass es falsche, aber eben auch objektiv richtige sprachliche Beschreibungen der Wirklichkeit gibt.

In frühen Texten wird häufig auf Aristoteles als Zeugen für diese Auffassung verwiesen. In *De interpretatione* heißt es: „Die Wörter sind Zeichen der in der Seele hervorgerufenen Vorstellungen“ (1974, 95). Diese Vorstellungen sind „bei allen Menschen dieselben, und ebenso sind es die Dinge, deren Abbilder die Vorstellungen sind“. Unterschiede bestehen lediglich in den sprachlichen Bezeichnungen, also auf einer Ebene, die durch Konvention, nicht aber durch ontische Gegebenheiten bestimmt wird. Man kann sich unmittelbar in die Sprachauffassungen der Neuzeit begeben und wird dort auf dieselbe Sachsemantik treffen. Der

²⁸ [<http://vds-ev.de/denglisch-und-anglizismen/anglizismenindex/textbeitraege/>].

²⁹ [<http://vds-ev.de/deutsch-in-der-politik/buendnis-90die-gruenen-fuer-klares-deutsch/buendnis-90die-gruenen-fuer-klares-deutsch/>].

³⁰ Gemeint ist hier ein ontologischer Realismus, nicht ein Begriffsrealismus im Sinne der *Via antiqua* (dazu z. B. Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie, Bd. 4 (1996), s. v. *Universalien*).

Sprachdidaktiker Johann Joachim Becher schreibt in *Methodus Didactica* (1674): „ein Hund ist in der gantzen Welt ein Hund“, alle Menschen nehmen ihn in der gleichen Weise wahr, nennen ihn lediglich unterschiedlich: „Canis“, „Chien“, „Dogge“ usw. (Becher 1674, 4). In der Trias von Sprache, Denken und Wirklichkeit kommt nicht der Sprache, sondern der Wirklichkeit das Apriori zu. „[F]ast alle Wörter einer jeden Sprache bedeuten abgesonderte Begriffe“ schreibt 1762 der Grammatiker Johann Christoph Gottsched. „Und eben daher kann man von den Begriffen, die durch diese Absonderung entstanden sind, gar wohl versichert seyn: weil man sie nämlich von wirklich vorhandenen Dingen hergenommen hat“ (Gottsched 1762/1978, 140A). Dieses repräsentationistische Sprachvertrauen mag naiv wirken, findet sich jedoch, bei aller postmodernen Sprachskepsis, bis ins 20. Jahrhundert, wo es sich etwa in der Abbildtheorie niederschlägt (dass es außerhalb der Wissenschaften die verbreitete Sicht auf Sprache darstellt, wurde bereits erwähnt). In einem Text über *Das Problem der Übersetzbarkeit aus der Sicht der marxistisch-leninistischen Erkenntnistheorie* von 1971 geht der Verfasser Otto Kade „von der Erkennbarkeit der Welt und vom Primat der objektiven Wirklichkeit gegenüber dem Bewußtsein und der Sprache“ aus (Kade 1971, 16). Die Inhalte unseres Bewusstseins sind

subjektive Abbilder der objektiven Welt, die über die Bewährung in der gesellschaftlichen Praxis intersubjektiv verifiziert und dabei (im Sinne der unaufhaltsamen Annäherung an die absolute Wahrheit) ständig präzisiert werden (ebd.).

Die Auffassung dagegen, Bewusstseinsinhalte könnten sozusagen aus der Sprache selbst entstehen, seien der „eklatanteste Irrtum der bürgerlichen Sprachwissenschaft“ (ebd., 13). Die Gefährlichkeit der Auffassung von „der unaufhaltsamen Annäherung an die absolute Wahrheit“ ist nicht zu übersehen, und wenn der Autor versichert, dass zwar nicht für jedes Mitglied der Gesellschaft, aber doch „für bestimmte Mitglieder [...] unabdingbar die objektive Wirklichkeit Ausgangs- und Bezugspunkt der Erkenntnis [bleibt]“ (ebd., 16), macht das die Sache nicht besser. Denn mit dem Hinweis, die Dinge seien ganz objektiv nun einmal so, wie sie seien – *die Rollen der Geschlechter seien natürlich vorgegeben, die Nation sei in ihren Traditionen fest verwurzelt* usw. – lassen sich durchaus die eigenen Interessen durchsetzen, das haben Foucault und andere richtig erkannt.

Beide Positionen, die realistische wie die konstruktivistische, erlauben also Ideologisierung, in unterschiedlicher inhaltlicher Ausprägung und von unterschiedlichem Niveau. Nicht selten berühren sich die Positionen aber auch, und schon die frühen Arbeiten angelsächsischer Empiristen wie auch kontinentaler Rationalisten lassen das deutlich erkennen. Um noch einmal Leibniz als Beispiel heranzuziehen: Ganz offenbar, so argumentiert er, benötigen wir die Sprache, um

beim Denken voranzukommen. Vor allem eine komplexe mentale Operation, ein Denken *clarus et distinctus*, ist nur auf der Basis sprachlicher Zeichen möglich, Sprache ist „instrumentum rationis“ (Leibniz 1673/1923 ff., 239), Mittel der Erkenntnis. Aber diese Erkenntnis – und daran besteht für Leibniz kein Zweifel – ist stets auf „die Natur der Dinge“ („la nature des choses“; Leibniz 1704/1961, III/V/9) gerichtet. Diese Stelle aus der *Monadologie* bringt es auf den Punkt (Hervorhebung A. G.):

Und wie eine und dieselbe Stadt, von verschiedenen Seiten betrachtet, immer wieder anders und gleichsam perspektivisch vielfältig erscheint, so gibt es vermöge der unendlichen Vielheit der einfachen Substanzen gleichsam ebensoviele verschiedene Welten, die indes nichts anderes sind, als [...] *perspektivische Ansichten einer einzigen*.³¹

Leibniz und diejenigen, die in dieser Tradition argumentieren, lassen keinen Zweifel daran, dass wir in der Lage sind, das, was tatsächlich existiert („qui existe effectivement“; Leibniz 1704/1961, III/VI/28), genau so zu erkennen, wie es ist. Die Tatsache, dass die natürlichen Sprachen etliche Ungenauigkeiten enthalten, etwa in ihren Synonymen und Polysemen semantische Offenheit zeigen, bedeutet nicht, „daß die Dinge dadurch daran gehindert werden, vom Verstand unabhängige reale Wesenheiten zu haben, und wir, sie zu erkennen“ (Leibniz 1704/1961, III/VI/27). Das Erkennen bedarf aber großer wissenschaftlicher Sorgfalt und einer Sprache, die unser Denken nicht behindert oder auf falsche Pfade lenkt. Ab dem 17. Jahrhundert wurden daher Versuche in Richtung einer logisch-analytischen Sprache formuliert, die als *lingua rationalis* all das zu leisten vermag, was die natürlichen Sprachen nicht leisten können. Diese Versuche waren bis in die *Ideal Language Philosophy* des 20. Jahrhunderts von großem Erkenntnisoptimismus getragen. Schon 1629 hatte Descartes erklärt, „daß diese Sprache möglich ist“ und mit Ihrer Hilfe „die Bauern besser über die Wahrheit der Dinge urteilen könnten, als es heute die Philosophen tun“ (Descartes 1629/1963, 232). Das ist sozusagen angewandter Konstruktivismus zum Zwecke des Realismus, nämlich mit dem Ziel einer objektiven Darstellung der Wirklichkeit: Die in ihren Konstituenten und Regeln präzise definierte Sprache lässt dem Denken gar keine andere Möglichkeit, als sich ontisch treffend zu vollziehen. Streitigkeiten kann es nicht mehr geben, man kann die Wahrheit errechnen: *calculemus – lasst uns rechnen!* fasste Leibniz hoffnungsfroh zusammen. Die *Begriffsschrift* Gottlob Freges aus den 20er

31 „Et comme une même ville regardée de differens côtés paroît toute autre, et est comme multipliée perspectivement; il arrive de même, que par la multitude infinie des substances simples, il y a comme autant de differens univers, qui ne sont pourtant que les perspectives d’un seul selon les differens points de veüe de chaque Monade“ (Leibniz 1714/1965, § 57; dt. Text S. 448).

Jahren des letzten Jahrhunderts sollte das Gleiche leisten (Frege 1923–26/1966, 72ff.; Frege bezieht sich ausdrücklich auf Leibniz) und auch Ludwig Wittgensteins Bemerkung im *Tractatus* lässt diese Haltung erkennen: „Jetzt verstehen wir auch unser Gefühl: daß wir im Besitz einer richtigen logischen Auffassung seien, wenn nur einmal alles in unserer Zeichensprache stimmt“ (Wittgenstein 1921/1960, 4.1213).

Das Erkenntnisideal dieser Linie der Sprachreflexion erinnert durchaus an das der Naturwissenschaften. Realistische Positionen in der Sprachtheorie sind aber nicht an die Entwicklung einer präzisen Universalsprache gebunden, auch die *ordinary language* ermöglicht einen Zugang zur Wirklichkeit. Mit der Skizzierung der logisch-analytischen Tradition der Sprachtheorie sollte gezeigt werden, dass sich eine Auffassung, die auf den ersten Blick den absoluten Gegensatz zu einer konstruktivistischen Position bildet, dennoch ganz zentrale Berührungspunkte zu ihr haben kann, gerade in der Überzeugung, dass die Sprache eine bedeutende Rolle bei der Konstitution unserer Bilder von der Wirklichkeit spielt. Auf einer solchen Berührung der Positionen muss denn auch ein Vorschlag gründen, wie im Hinblick auf die Alternative von Konstruktivismus und Realismus verfahren werden kann.

5 Konstruktivismus und Realismus im Ausgleich

„Der Sprache wurde zu viel Macht eingeräumt“ (Barad 2012, 7). Mit diesem Satz beginnt Karen Barads Buch *Agentieller Realismus*. Sie fährt fort (ebd.):

Die sprachkritische Wende, die semiotische Wende, die interpretative Wende: Es scheint, dass in jüngster Zeit bei jeder Wende jedes ‚Ding‘ – selbst die Materialität – zu einer sprachlichen Angelegenheit oder einer anderen Form von kultureller Repräsentation wird.

Ihre Leitfrage lautet (ebd., 8):

Was zwingt eigentlich zu der Überzeugung, dass wir einen direkten Zugang zu kulturellen Vorstellungen und ihrem Inhalt haben, der uns im Hinblick auf die vorgestellten Dinge fehlt? Wodurch wurde die Sprache vertrauenswürdiger als die Materie?

Die Kritik kommt nicht aus der Ecke einer alteingesessenen Realistin, entscheidende Teile von Barads Ansatz sind klar konstruktivistisch ausgerichtet.

In der Einladung zu einer Nachwuchstagung „Auf der Suche nach den Tatsachen“ des *Interdisciplinary Network for Studies Investigating Science and*

Technology (INSIST) im Oktober 2014 am „Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung“ heißt es:

Die Skepsis gegenüber allem, was den Anspruch erhebt, eine Tatsache zu sein, gehört zum Grundkonsens und Gründungsmythos der Wissenschafts- und Technikforschung. Geht in diesem Sinne die neue Gefahr für den aufgeklärten Diskurs der Gegenwart womöglich nicht mehr von dem naiven Glauben an ideologische Dogmen aus, die als Tatsachen daher kommen, sondern vielmehr vom allgegenwärtigen Misstrauen gegenüber Tatsachen, die fälschlicherweise für verborgene Ideologien gehalten werden, wie Bruno Latour behauptete?

In der Tat hatte Bruno Latour, bekannt für seine konstruktivistischen Arbeiten, bereits 2004 in einem viel beachteten Aufsatz (*Why has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern*) eben diese Warnung ausgesprochen.³² Interessant ist, dass die jungen Nachwuchswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen von INSIST „[d]ie Skepsis gegenüber allem, was den Anspruch erhebt, eine Tatsache zu sein [...]“ nicht nur als „Grundkonsens [...] der Wissenschafts- und Technikforschung“ bezeichnen, sondern als deren „Gründungsmythos“. Mythen sind, wie wir wissen, zwar wirkmächtig, aber sie beschreiben keine Tatsachen. Die Skepsis gegenüber den Tatsachen erweist sich damit zu einem guten Teil selbst als Konstruktion.

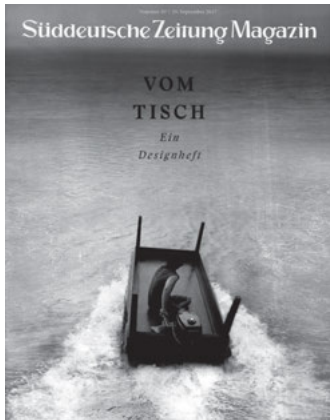
Beschäftigt man sich mit aktuellen Positionierungen im Sinne des Realismus, wird schnell klar, dass sie mitnichten vollständig ‚unkonstruktivistisch‘ sind. Überhaupt beschleicht einen der Verdacht, dass die Positionen sich näherstehen,

32 „In which case the danger would no longer be coming from an excessive confidence in ideological arguments posturing as matters of fact – as we have learned to combat so efficiently in the past – but from an excessive *distrust* of good matters of fact disguised as bad ideological biases! While we spent years trying to detect the real prejudices hidden behind the appearance of objective statements, do we now have to reveal the real objective and incontrovertible facts hidden behind the *illusion* of prejudices? And yet entire Ph.D. programs are still running to make sure that good American kids are learning the hard way that facts are made up, that there is no such thing as natural, unmediated, unbiased access to truth, that we are always prisoners of language, that we always speak from a particular standpoint, and so on, while dangerous extremists are using the very same argument of social construction to destroy hard-won evidence that could save our lives.“ (Latour 2004, 227). – Die „dangerous extremists“, von denen Latour spricht, sind unter anderem Politiker in den USA, die die konstruktivistische Praxis des Hinterfragens von Tatsachenbehauptungen als Taktik nutzen, um die wissenschaftlichen Erkenntnisse zum Klimawandel in Zweifel zu ziehen. Latour wendet sich ebenfalls gegen die Praxis von Verschwörungstheoretikern (z. B. bezogen auf Erklärungen der Zerstörung des World Trade Center), die in gleicher Weise Tatsachen hinterfragen, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse ignorieren.

als es im Kampfgetöse den Anschein erweckt. Die folgenden Ausführungen jedenfalls werden in einer Position enden, wie sie Jan Assmann einmal in Bezug auf die sog. Walser-Bubis-Debatte bündig formulierte: „Es ist evident, daß beide recht haben“ (Assmann/Assmann 1998).

Wo genau liegen nun die Unterschiede, die zu Problemen werden können? Zunächst: Konstruktivisten behaupten nicht, dass der Tisch, der vor uns steht, nicht existiert. Nur jemand, der nicht im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist oder der lügt bzw. scherzt, würde das behaupten. Das konstruktivistische Argument verläuft vielmehr so: Natürlich befindet sich vor uns etwas. Zu einem *Tisch* als einem Gegenstand, an dem man sitzen und auf dem man etwas ablegen kann, aber wird es nur qua menschlicher Setzung. Der *Tisch* besitzt keine An-sich-Eigenschaften, die der Setzung des Menschen vorgängig sind. Etwas Vergleichbares gilt auch für Nicht-Artefakte: Auch ein Baum besitzt keine intrinsischen Eigenschaften, die den Menschen zwingen würden, ihn als Baum wahrzunehmen, als solchen zu kategorisieren und dann zu benennen, jenseits der von ihm, dem Menschen, gewählten Auswahl und Gruppierung von Eigenschaften, wie Stamm, Äste, Blattwerk usw. Aufgrund dieser Eigenschaften, vor allem wegen des Gegebenseins eines Stammes und damit auch einer gewissen Größe, unterscheiden wir Bäume zum Beispiel von Sträuchern, aber man könnte Pflanzen ebenso gut nach anderen Kriterien kategorisieren, etwa nach der Größe ihrer Blätter. In diesem Fall würde es für uns keine *Bäume* und *Sträucher* geben, sondern vielleicht so etwas wie *Großblättrler* und *Kleinblättrler*, und es ist ein fiktiver Ort denkbar, wo man die Pflanzen eben so kategorisiert, vielleicht weil dort die großblättrigen Pflanzen essbare Früchte tragen, die kleinblättrigen dagegen nicht essbare (zu dieser Frage s. auch den Austausch zwischen dem Verfasser dieses Beitrags, John Searle und anderen im Anhang). Auch dem Tisch könnte man eine andere Funktion zuweisen und ihn damit anders kategorisieren. Jemand, der zum ersten Mal einen Tisch sieht, weil er aus einer Kultur stammt, wo man keine Tische kennt, vielleicht weil man dort grundsätzlich auf dem Boden sitzt, könnte in ihm ein Gestell für das Arbeiten in einer gewissen Höhe sehen, vielleicht sogar, herumgedreht, einen Schlitten für den Winter oder, versehen mit einem Motor, womöglich ein Boot:³³

33 [<https://sz-media.sueddeutsche.de/de/magazine/sz-magazin-profil.html>]



Der Tisch als ein Gegenstand, an dem man sitzt und auf dem man etwas ablegen kann, wird zu *dieser spezifischen Entität* erst durch die menschliche Kategorisierung. Als spezifische Entitäten – also als *Tische*, als *Bäume* usw. – existieren die Dinge nur aufgrund dieser Kategorisierung. Jenseits einer menschlichen Kategorisierung existiert lediglich eine amorphe Masse, eine Art *Weltteig*.³⁴ In ihm gibt es noch nichts Kategorisiertes, keine *Tische* und keine *Bäume*. Erst der Mensch bringt aus dieser amorphen Masse durch seine intellektuelle Arbeit die Entitäten hervor, die seine Welt ausmachen. Und die Wörter unserer Sprache – so setzt sich das konstruktivistische Argument fort – enthalten immer schon die menschlichen Kategorisierungen (bzw. veranlassen uns, Bedeutungen/Konzepte in einer ganz bestimmten Weise kognitiv zu realisieren): „Tisch“ bezeichnet nicht eine ungewisse Entität, sondern eben jenen Gegenstand mit meist vier Beinen und einer Platte, an dem man sitzen und auf dem man etwas ablegen kann.

Wenn das Geschilderte für *Tische* und *Bäume* gilt, wofür gilt es außerdem? Soviel lässt sich bereits sagen: Es gilt umso mehr, je größer der menschliche Anteil an der Kategorisierung ist, im Extremfall für Gegenstände und Sachverhalte, die erst durch diese Kategorisierung Existenz erlangen wie *Demokratie*, den *Euro* oder das *Glück*. Für andere Entitäten wiederum, darunter für Artefakte wie einen *Tisch*, gilt es aber nur zum Teil, und zwar entgegen dem, was eben noch festgestellt wurde. Denn zwar wird der Gegenstand mit (meist) vier Beinen und einer Platte erst dadurch zum *Tisch*, dass ich ihn als Gegenstand bestimme, an dem man sitzen und auf dem man etwas ablegen kann, aber wie auch immer

³⁴ Zum Konzept des *Weltteigs* vgl. Boghossian (2006/2013), der von „worldly dough“ spricht; in ähnlicher Weise spricht Ferraris (2014a, 56) von einer „amorphen *hyle*“ (unter Bezug auf Putnams Begriff des *Plätzchenteigs* [Putnam 1991]) und Eco (2014, 47) von der „Magma des Kontinuums“.

ich den *Tisch* ansonsten kategorisieren mag (als Gestell zum Arbeiten, als Schlitten ...): Nie kann ich ihn als einen Gegenstand kategorisieren, mit dem man eine E-Mail versenden, Kaffee kochen oder eine Injektion verabreichen kann. Dass ich es nicht kann, hängt aber nicht mit meiner mangelhaften Fähigkeit zur Kategorisierung zusammen, sondern mit intrinsischen Eigenschaften des Tisches, die eine solche Kategorisierung schlicht nicht erlauben.³⁵

Dass es sich bei Überlegungen dieser Art nicht um ein rein innerwissenschaftliches Rasonieren handelt, wird deutlich, wenn man für *Tisch* etwa *Geschlecht* einsetzt: Die Frage, wie viel daran intrinsisch im Sinne des Biologischen ist bzw. welche Anteile gesellschaftlich konstruiert sind, führt mitten in die aktuell intensiv geführte Debatte.

35 Wie verhält sich das mit Dingen, die bereits existiert haben, bevor es den Menschen und seine Kategorisierungen gab? Als Beispiel sei ein Gebirge genannt, etwa die Alpen. Was für *Tisch* gilt, trifft in konstruktivistischer Sicht auch auf *Alpen* zu. Auch die Alpen werden erst durch menschliche Kategorisierung, also durch Bündelung von Eigenschaften (Materialität, räumliche Ausdehnung, Funktion als Wetterscheide usw.) zu den spezifischen Entitäten, die sie für uns sind, wenn wir das Wort „Alpen“ verwenden. Von der einschlägigen Forschung wissen wir allerdings, dass Gebirge bereits lange vor dem menschlichen Leben auf der Erde existiert haben, also lange vor der Möglichkeit, durch menschliche Kategorisierung den Status spezifischer Entitäten zu erhalten. Aus konstruktivistischer Perspektive würde man einwenden: Die Substanzen habe es sehr wohl schon gegeben, aber eben nicht als *Gebirge*, als *Alpen*. Dass es das Wort „Alpen“ noch nicht gab, wäre in der Tat irrelevant. Aber das bereits vor der menschlichen Kategorisierung existierende physische Phänomen Alpen ist identisch mit demjenigen physischen Phänomen, das durch Menschen als *Alpen* kategorisiert wird. Und insofern hängen die Alpen lediglich *repräsentational* vom Menschen ab, nicht aber *kausal* (in diesem Sinne Ferraris [2014a, 57] und Gabriel [2014, 192]). Kausal wiederum hängen sie vom Menschen in dem ab, was sie *für ihn bedeuten*, also in den Eigenschaften, die für den Menschen von besonderer Bedeutung sind und deshalb zur Grundlage seiner spezifischen Kategorisierung werden, so wie wir an Bäumen unter anderem das Vorhandensein eines Stammes hervorheben, im Gegensatz etwa zur Größe der Blätter. Zugleich aber sind wir in den Möglichkeiten, ein Phänomen anhand bestimmter Eigenschaften zu kategorisieren, durch die dem Phänomen jeweils gegebenen Eigenschaften begrenzt.

Martin Heidegger (Heidegger 1927/1977, § 44) führt diesen Sachverhalt am Beispiel der Newtonschen Gesetze aus: „Bevor die Gesetze Newtons entdeckt wurden, waren sie nicht ‚wahr‘; [...]. Die Gesetze Newtons waren vor ihm weder wahr noch falsch, kann nicht bedeuten, das Seiende, das sie entdeckend aufzeigen, sei vordem nicht gewesen. Die Gesetze wurden durch Newton wahr, mit ihnen wurde für das Dasein Seiendes an ihm selbst zugänglich. Mit der Entdecktheit des Seienden zeigt sich dieses gerade als das Seiende, das vordem schon war.“ Es können also nur Aussagen wahr oder falsch sein, Tatsachen dagegen existieren entweder oder sie existieren nicht: Das, was die Gesetze Newtons inhaltlich beschreiben, existierte schon vor ihrer Formulierung (zu diesem Komplex auch Marconi 2014, 119 ff.).

Ganz offensichtlich gibt es eine Widerständigkeit der Welt.³⁶ Das Konzept der Widerständigkeit begegnet naturgemäß häufig in Diskussionen über das Verhältnis von Konstruktion und Wirklichkeit.³⁷ Für die Sprachwissenschaft sei auf Charles Sanders Peirce verwiesen. Er unterscheidet zwischen einem *immediate object* und einem *dynamical object* (Peirce CP 4.563):

[...] we have to distinguish the Immediate Object, which is the Object as the Sign itself represents it, and whose Being is thus dependent upon the Representation of it in the Sign, from the Dynamical Object, which is the Reality which by some means contrives to determine the Sign to its Representation.

Das *immediate object* ist das vom Zeichen repräsentierte Objekt und ‚enthält‘ unsere Perspektiven auf die Wirklichkeit. Das *dynamical object* dagegen ist das Objekt in der Wirklichkeit selbst, die das Zeichen auf seine jeweilige Repräsentation festlegt. Es ist dieses *dynamical object*, das von den sog. objektiven Wissenschaften untersucht wird.³⁸

Es ist klar, dass diese Zweiteilung – hier die objektiven Wissenschaften, dort die interpretierenden (d. h. faktisch: hier die Naturwissenschaften, dort die Geisteswissenschaften) – nicht so einfach ist, wie sie aussieht. Immer wieder haben sich auch Naturwissenschaftler zum Einfluss sprachlicher Kategorisierungen auf ihr Arbeiten geäußert. Der Physiker Niels Bohr etwa schreibt (zit nach Petersen 1963, 11):

We are suspended in language in such a way that we cannot say what is up and what is down. The word ‚reality‘ is also a word, a word which we must learn to use correctly.

Dass die Sprache einen unverstellten Blick auf die Dinge zumindest erheblich erschwert, es überhaupt schwierig ist, mit dem Wort *Wirklichkeit* angemessen

36 Sie zeigt sich am deutlichsten an der Falsifizierung, im Sinne Karl Poppers. Ein alltägliches Beispiel: Die Statik der Gebäude, in denen wir uns bewegen, wurde von Fachleuten berechnet. Falsche Berechnungen können zum Einsturz führen. Die anschließenden Korrekturen der Berechnungen orientieren sich an der Wirklichkeit: Wie muss ich meine Berechnungen anpassen, sodass das Gebäude faktisch statisch sicher ist?

37 Vgl. z. B. James Gibsons Theorie der „affordances“ (Gibson 1977), wonach die Dinge über intrinsische Eigenschaften verfügen, die ihren Gebrauch durch den Menschen festlegen; insofern besitzen sie ihm gegenüber eine Art Angebots-/Aufforderungscharakter. Vgl. auch Eco 2014, Ferraris 2014b, 104 u. Folkers 2013. – Zu dieser Thematik vgl. auch Dreyfus/Taylor (2016).

38 „As to the Object, that may mean the Object as cognized in the Sign and therefore an Idea, or it may be the Object as it is regardless of any particular aspect of it, the Object in such relations as unlimited and final study would show it to be. The former I call the *Immediate* Object, the latter the *Dynamical* Object. For the latter is the Object that Dynamical Science (or what at this day would be called ‘Objective’ science) can investigate“ (Peirce EP 2.495).

umzugehen, veranlasst aber Bohr nicht, an der Möglichkeit richtiger Aussagen über die Wirklichkeit zu zweifeln. „[D]ie Sprache ist auf die Verbindung mit der Wirklichkeit angewiesen“, wird er von Werner Heisenberg zitiert.³⁹

Gelegentlich wird eine Lösung des Problems in einer Unterscheidung gesucht, wie sie sich auch in Peirce' Differenzierung zwischen *immediate object* und *dynamical object* andeutet: in der Unterscheidung in eine *Wirklichkeit* und eine *Realität*. Dabei gilt eine von beiden als das von Zeichen Gemachte, während die andere, gewissermaßen die *Wirklichkeit als solche*, als zwar existent, aber von uns nicht erkennbar gesehen wird. Gegen die Unterscheidung ist dann nichts einzuwenden, wenn sie die Peirce'sche Differenzierung tatsächlich konsequent übernimmt und die Wirklichkeit nicht mit Hinweis auf die (vermeintliche) Unmöglichkeit des Erkennens ignoriert: Wir können die Wirklichkeit nicht ignorieren oder vergessen, weil sie immer wieder in unser Leben eingreift, was uns spätestens dann deutlich wird, wenn wir feststellen, dass wir uns geirrt haben.

Die Wirklichkeit lässt sich nicht völlig dem Diskurs anheimstellen, sie ist vielmehr auch ein Korrektiv des Diskurses. Ebenso wie Nietzsches Diktum – *Nein, gerade Thatsachen giebt es nicht, nur Interpretationen* – ein Korrektiv selbstgefälliger Wahrheitsgewissheit ist.

Um den Sachverhalt, um den es geht, noch einmal auf den Punkt zu bringen: Wenn ich sage, dass der Eiffelturm in Paris steht, dann stelle ich eine Tatsache fest. Was könnte daran „Interpretation“ sein? Man mag fragen, was *genau* ich mit meinen Wörtern und den Relationen zwischen ihnen meine. Aber dieser Frage konsequent nachzugehen, würde bedeuten, sich die Wörter *wie modrige Pilze im Mund zerfallen* zu lassen, wie es im Chandos-Brief Hugo von Hofmannsthal's heißt: Mit der Aufforderung konfrontiert, die Dinge mit absoluter Exaktheit zu benennen, würden wir bald sprachlos werden. So könnte man zum Beispiel fragen, was genau „in Paris“ bedeutet. Rede ich von Paris als einem geographischen Raum? Oder als einem sozialen Raum, der die Menge der dort lebenden

39 Werner Heisenberg schildert eine amüsante Anekdote, aus der Bohrs Überzeugung vom Gegebensein ‚der Wirklichkeit‘ und der Möglichkeit eines sprachlichen Zugriffs hervorgeht. Er berichtet von einem Urlaub 1933 mit Niels Bohr, Carl Friedrich von Weizsäcker und anderen. Abends wurde in der Runde Poker gespielt, nach Regeln, die die Gruppe selbst festgelegt hatte: Die Spieler hielten ihre Karten den anderen gegenüber verborgen, kommentierten sie aber laut. Dabei konnten sie bluffen, und es hing von ihrer Überredungskraft ab, wie erfolgreich sie damit waren. Eines Abends schlug Niels Bohr eine Änderung der Regel vor: Ganz ohne Karten zu spielen. Das führte aber, wie Heisenberg schreibt, „nicht zu einem brauchbaren Spiel“, und er zitiert eine Bemerkung von Niels Bohr (S. 193): „Dieser Vorschlag war wohl eine Überschätzung der Sprache; denn die Sprache ist auf die Verbindung mit der Wirklichkeit angewiesen.“

Menschen einschließt, was zu der Frage führt, ob aktuell reisende Pariser und touristische Besucher dazu zählen? Oder als einem ökonomischen Raum, zu dem auch Gelder zählen können, die z. B. auf Londoner Banken liegen? Doch selbst wenn ich den scheinbar einfach zu definierenden geographischen Raum *Paris* meine: Wie genau müsste ich die Grenze des Stadtgebiets angeben, um ganz exakt zu sein, auf den Meter genau, den Zentimeter, den Millimeter? Keine dieser Bestimmungen könnte ich mit jener absoluten Exaktheit durchführen, die man vielleicht von der ‚objektiven Beschreibung einer Tatsache‘ erwarten würde. Aber bedeutet die Unmöglichkeit, die Bedeutung von Wörtern durch Referenz auf die bezeichnete Sache absolut exakt anzugeben, dass die Pariser Heimat des Eiffelturms keine Tatsache ist? Ludwig Wittgenstein ist dieser Art von Exaktheitsforderung mit der rhetorischen Frage begegnet, ob es „unexakt [ist], wenn ich den Abstand der Sonne von uns nicht auf 1 m genau angebe; und dem Tischler die Breite des Tisches nicht auf 0,001 mm?“ (Philosophische Untersuchungen, § 88). Und wenn die Aussage *Der Eiffelturm steht in Paris* aufgrund ihres Mangels an Exaktheit nicht als ‚objektiv wahr‘ gelten kann, wäre sie dann genauso wahr oder falsch wie die Aussage *Der Eiffelturm steht in Rom*? Wenn aber *Der Eiffelturm steht in Paris* auch nur ein klein wenig wahrer ist als *Der Eiffelturm steht in Rom*, woran könnte sich dann diese Wahrheit messen, wenn nicht an der Wirklichkeit?

Solche Diskussionen enden spätestens dort, wo die Wirklichkeit mit einer Wucht präsent ist, dass es uns die Sprache verschlägt. Dazu der argentinische Sozialwissenschaftler Alejandro Grimson, auch vor dem Hintergrund politischer Erfahrungen in seinem Land:⁴⁰

In der gegenwärtigen Gesellschaft, die von der Last der Kommunikation durchzogen ist, erhält folgender Aphorismus Nietzsches vielleicht eine unerwartete Bedeutung: ‚Nein, gerade Tatsachen gibt es nicht, nur Interpretationen‘. Aber wir wissen, dass es Tatsachen gibt: die Kriegstoten, diejenigen, die Gliedmaßen verloren haben, die Gesellschaften, in denen die Lohnempfänger in nur einem Monat aufgrund der Hyperinflation arm werden, usw. Natürlich kann man behaupten, dass auf einer bestimmten Ebene jedes Wort eine Interpretation ist. Die Wörter ‚Lohnempfänger‘ oder ‚Hyperinflation‘ sind keine Tatsachen, sie sind bereits Interpretationen.

Es handelt sich um ein Problem der Ebenen. Wenn jedes einzelne Wort aufgrund seiner Konventionalität bereits eine Interpretation darstellt, gibt es keine Tatsachen als solche. Oder nur die Dinge sind Tatsachen, die wir nicht kennen und daher auch nicht benennen. Wenn wir uns stattdessen auf eine zweite Ebene begeben, auf der ‚Toter‘ eine Konvention ist, die eine Tatsache beschreibt, können wir von grundsätzlichen gesellschaftlichen Übereinkün-

⁴⁰ Vortrag im Rahmen einer Spring Academy, 1. März 2015, Universität Kassel (Übersetzung Martina Steffen).

ten ausgehen. So ist ein Toter ein Toter, Folter ist Folter, Genozid ist Genozid. Damit dies klar ist. Auf der ersten Ebene, wo alles eine Frage der Interpretation ist, ist es eine Ansichtsfrage zu behaupten, dass ein Gefangener gefoltert wurde. Dies ist inakzeptabel, sowohl auf der moralischen als auch auf der epistemologischen Ebene.

Das Problem besteht darin zu erkennen, wo die konventionell mit Worten benennbaren Tatsachen und wo die Interpretationen beginnen.

In der Tat: Den Tod von Menschen wird man nicht als „Konstruktion“ bezeichnen wollen. Natürlich kann man den Tod sehr unterschiedlich sehen, als absolutes Ende des Lebens oder aber als Tor zu einer anderen Form der ‚Existenz‘. Dennoch ließe das ganz und gar Faktische des Todes die Rede von einer „Konstruktion“ verfehlt erscheinen.

Über manches gibt es offenbar nichts zu verhandeln, über anderes dagegen sehr wohl, etwa über die bereits erwähnte Frage, ob in der Rede von den „natürlichen Rollen der Geschlechter“ nicht die Konstruktion gewollter Hierarchien steckt oder ob man diejenigen, die aus afrikanischen Staaten nach Europa kamen und kommen nun *Flüchtlinge* oder *Geflüchtete*, *Migranten*, *Einwanderer*, *Zuwanderer* oder was auch immer nennen und ihnen so eine je unterschiedliche Identität geben (konstruieren) sollte.

Mit den bisherigen Ausführungen in diesem Kapitel sollte zweierlei verdeutlicht werden: 1. dass die Behauptung, die Dinge seien für uns so, wie sie nun einmal sind, d. h. uns vorgegeben und in sich ruhend, falsch ist; 2. dass die Behauptung, es gebe keine Tatsachen, nur Interpretationen, falsch ist. Betrachtet man beide Positionen näher, erkennt man recht bald ihre gegenseitige Bedingtheit.

An dieser Stelle soll in einem kurzen Exkurs ein Punkt angesprochen werden, der im Alltag des sprachwissenschaftlichen Arbeitens – genauer: des sprach- und literaturwissenschaftlichen Arbeitens – immer wieder eine Rolle spielt: die Frage der Konstruktion von Bedeutung in Texten, im interpretierenden Umgang mit ihnen. Denn die erwähnte Widerständigkeit der Welt besitzt ein Pendant in der Widerständigkeit der Texte.

Im Umgang mit Texten lauten die entsprechenden Fragen: Besitzen Texte definitive Bedeutungen und, wenn ja, sind wir in der Lage, diese Bedeutungen exakt anzugeben? Wohl die gesamte neuere Texttheorie verneint dies, in einer Tradition, die in ersten Ansätzen bis in die Hermeneutik des 18. Jahrhunderts zurückreicht (man vgl. die Kategorie des Sehepunktes von Johann Martin Chladenius, 1742). Auch in späteren Hermeneutiken, wie etwa der Hans-Georg Gadamers (1960/1986), ist im Konzept der *Horizontverschmelzung* zwischen *Sinnhorizont* des Textes und *Vor-Urteilen* des Lesers das subjektive Moment des Verstehens angelegt, ebenso in zahlreichen literaturwissenschaftlichen Theorien, genannt seien als Beispiel nur die werkimmanente Interpretation (z. B. Staiger 1955) oder die Rezeptionsästhetik (z. B. Iser 1972). Eine objektive Bedeutung eines Textes kann

es ebenso wenig geben wie eine objektive Beschreibung dieser Bedeutung: Im Gegensatz zu unserem Alltagsverständnis ‚haben‘ Texte keine Bedeutungen, sondern Bedeutung wird ihnen in einem konstruktiven Akt durch den Leser zugewiesen. Am pointiertesten begegnet die Ablehnung eines textsemantischen Objektivismus wohl im Dekonstruktivismus (z. B. Derrida 1992).

Auf die Texte, die Gegenstand einer solchen Reflexion waren und sind, treffen diese Beschreibungen ganz offensichtlich zu. Es sind Texte von einer geradezu notorischen semantischen Offenheit: theologische Texte, in Teilen auch philosophische Texte, in jedem Fall literarische Texte. Die Disziplinen, die sich mit ihnen befassen, haben daher auch eigene Auslegungslehren entwickelt.⁴¹ Das theoretische Anerkennen dieser semantischen Offenheit hat allerdings nicht zur Folge, dass über die Bedeutungen dieser Texte in der Auslegungspraxis nicht heftig gestritten würde und die Streitenden dabei oft sehr deutlich von der Richtigkeit ihres jeweiligen Textverständnisses überzeugt wären. Die Einsicht in das *Spiel der Signifikanten* und jede Ablehnung des *Logozentrismus*, wie sie etwa für den Dekonstruktivismus charakteristisch sind, führen keineswegs dazu, dass jede Auslegung als in gleichem Maße zutreffend akzeptiert würde. Selbst Theoretiker, die explizit die Offenheit textueller Bedeutung betonen, wie der aus konstruktivistischer Perspektive argumentierende Siegfried J. Schmidt oder eine Schule wie die Rezeptionsästhetik, die die Bedeutungskonstitution stark auf den Leser verlagert, aber auch klassisch hermeneutische Ansätze, wie sie sich etwa bei Hans-Georg Gadamer finden, versuchen einer möglichen interpretativen Willkür Einhalt zu gebieten (Gadamer 1993, 59):

Alle rechte Auslegung muß sich gegen die Willkür von Einfällen und die Beschränktheit unmerklicher Denkgewohnheiten abschirmen und den Blick ‚auf die Sachen selber‘ richten (die beim Philologen sinnvolle Texte sind, die ihrerseits wieder von Sachen handeln).

Tatsächlich sind wir nicht der Ansicht, dass jeder Text alles bedeuten kann und jede Auslegung in gleichem Maße gültig ist, zumal wir außerhalb des literarischen Raumes immer wieder erleben, dass Texte sehr wohl in der Lage sind, die Wirklichkeit präzise zu beschreiben und wir sehr wohl in der Lage sind, Texte genau zu verstehen. Jede Wegbeschreibung etwa, die uns erfolgreich zum Ziel führt, belegt eben das. Natürlich könnten wir auch hier die Bedeutung der einzelnen Wörter hinterfragen, könnten angesichts der Formulierung „Bis zur Straßenecke gehen“ fragen, was *genau* es bedeutet, ‚bis zu einer Straßenecke zu gehen‘, wann *genau*

⁴¹ Über eine eigene Theorie und Praxis der Textauslegung verfügt natürlich auch die Rechtswissenschaft, doch ist der Status ihrer Texte im gesellschaftlichen Raum anders gelagert.

man eine Ecke erreicht hat usw. Aber die Diskussion erweist sich spätestens dann als müßig, wenn man am Ziel angelangt ist: Das Erreichen des Ziels ist eine Tatsache, die dadurch möglich wurde, dass der Verfasser den Sachverhalt im Text zutreffend beschrieben hat und der Leser in der Lage war, den Inhalt des Textes richtig zu verstehen.

Als geradezu prototypisch wird eine objektiv-präzise Beschreibung der Wirklichkeit für Fachtexte in Anspruch genommen. Wer Fachsprache verwendet, dessen Denken ist auf das „Ding als solches“ (Jahr 1993, 43) gerichtet, und ein Fachterminus erfüllt die Bedingung der „Eindeutigkeit“, wenn er „jeweils auf genau eine fachliche Erscheinung bezogen wird“ (Reinart/Pöckl 2015, 65).

Dem eben Festgestellten scheint Paul Valerys Satz „Es gibt keinen wahren Sinn eines Textes“ (Valery 1992, 524) diametral zu widersprechen. Doch Valery irrt sich natürlich nicht, da er keine Wegbeschreibungen oder Fachtexte im Sinn hatte, sondern literarische Texte. Dass deren semantische Offenheit nicht Beliebigkeit bedeutet, wurde bereits festgestellt, wobei das nicht nur ein Blick in die Texttheorie zeigt, sondern auch in die Praxis der Interpretation: Wie auch immer Paul Celans *Todesfuge* gedeutet wurde, nie wurde sie als leicht-verspieltes Stimmungsbild verstanden, nie Thomas Manns *Buddenbrooks* zuallererst als Bericht über die technischen Details des Getreidehandels in Lübeck und nie galt sein *Tod in Venedig* als schlichte Kriminalerzählung. Wenn die Unterschiede in den Auslegungen literarischer Texte in den Augen der Interpreten auch gewichtig erscheinen, sind sie doch im Hinblick auf das, was ‚Offenheit von Bedeutung‘ für die Auslegung alles zur Folge haben könnte, gering.⁴²

Die Widerständigkeit der Welt (und der Texte) bringt die beiden Positionen, um die es hier geht, einander näher.⁴³ Dem würden etliche ihrer Vertreter wohl nicht zustimmen, ein semantischer Materialist wie Otto Kade lässt keine Zweifel an seinem abbildtheoretischen Realismus erkennen. Differenzierter dagegen argumentiert John Searle, der im Rahmen seines Realismus die konstitutive Rolle der Sprache für die Gestaltung der sozialen Welt ausdrücklich hervorhebt (Searle 2014, 306):

Die Realität von Geld, Privateigentum, Regierungen und Ehen hängt durchweg von Sprechakten ab, denen die Form von statusfunktionalen Deklarativa zukommt.

42 Einen attraktiven Versuch, sprach- und literaturwissenschaftliche Positionen in dieser Hinsicht zu verbinden, stellt Bär (2015) dar. – Zur theologischen Perspektive s. Klumbies (2015 u. in diesem Band).

43 Für Philosophen bringt dies Mario de Caro schön auf den Punkt, wenn er feststellt: „Niemand war ein Philosoph ausschließlich Realist oder ausschließlich Antirealist“ (De Caro 2014, 19).

Das ist richtig, aber greift noch zu kurz. Denn zum einen spielen deklarative Sprechakte nicht nur beim offiziellen Akt der Etablierung der von Searle genannten Phänomene eine Rolle, also z. B. bei der Vereidigung der Regierungsmitglieder oder der Hochzeit im Standesamt, sondern auch bei deren Vorbereitung, bei ihrer Aufrechterhaltung usw. Auch sind keineswegs nur deklarative Sprechakte daran beteiligt: Unsere soziale Welt wird durch alle Arten von Sprechakten gestaltet, und nicht nur durch Sprechakte, also nicht nur auf der Ebene der Propositionen, sondern durch die unterschiedlichsten sprachlichen und multimodalen Formen der Kommunikation, dabei, ganz wesentlich, durch den Zuschnitt des Vokabulars, in dem wir uns bewegen und auf dessen Wichtigkeit Richard Rorty zu Recht hingewiesen hat.⁴⁴

6 Resümee

Sprache ist für die Entstehung unserer Bilder von der Wirklichkeit von größter Bedeutung. Das gilt keineswegs erst für die Ebene der expliziten Propositionen, sondern bereits für die lexikalischen Einheiten und grammatischen Strukturen, die die Sprache für jeden Einzelnen bereithält und die wir neu in sie einbringen. Eine Analyse der Sprache führt daher unmittelbar zu den in ihr angelegten Kategorisierungen, lässt den je perspektivischen Zugriff des Menschen auf die Welt erkennen. Zugleich wirken andere Modi der Zeichengestaltung als die Sprache auf uns ein und beeinflussen unser Erkennen.

Einem ideologiekritischen Anliegen bietet der (linguistische) Konstruktivismus die Möglichkeit, etablierte und als *historisch gegeben, natürlich, in der Sache stimmig* usw. deklarierte gesellschaftliche Zusammenhänge in ihrem Konstruiertsein durch sprachbezogene Analysen aufzuzeigen. Das berührt auch Fragen der Macht.

Aber die Sprache und der Diskurs sind nicht alles, die Wirklichkeit geht nicht vollständig in ihnen auf. Die Wirklichkeit ist widerständig, sie korrigiert uns,

⁴⁴ Maurizio Ferraris äußert sich durchaus in diesem Sinne, wenn er schreibt (Ferraris 2014b, 59): „Ich will also *durchaus nicht behaupten, dass es in der sozialen Welt keine Interpretationen gebe*. Natürlich gibt es Interpretationen und es braucht Dekonstruktionen.“ Er fährt fort, im Sinne Searles: „Aber die wichtigste Sache für Philosophen und Nichtphilosophen ist, die natürlichen Gegenstände wie den Mont Blanc oder einen Orkan, die existieren, ob es Menschen und ihre Interpretationen gibt oder nicht, nicht zu verwechseln mit den sozialen Gegenständen wie den Versprechen, den Wetten und den Hochzeiten, die nur existieren, wenn es Menschen gibt, die mit gewissen Begriffsschemata ausgestattet sind.“

indem sie unsere Konstruktionen an ihre Grenzen stoßen lässt. Der Sprache und dem Diskurs dagegen alles zuzutrauen, im Guten wie im Schlechten, ist für Teile einiger Disziplinen, darunter der Sprachwissenschaft, Ausdruck einer *Déformation professionnelle*.

Abschließend seien zwei Aspekte genannt, die bislang nicht angesprochen wurden, aber im Hinblick auf einen Ausgleich konstruktivistischer und realistischer Positionen von Bedeutung sind: die Ontologisierung sozialer Gegenstände und die Inadäquatheit einer Theorie der Gleichwertigkeit von Konstruktionen.

Auch Phänomene, die Resultate gesellschaftlicher Konstruktion sind, erhalten, einmal in die Welt getreten und dort etabliert, ontische Qualität, sind Teil der Wirklichkeit. Sie fügen sich zu anderen sozialen Phänomenen und bilden mit ihnen das Netz, in dem wir uns bewegen. Je mehr sich dieses Netz verfestigt, desto mehr wird es zu einem Gerüst, das uns Orientierung gibt und unser Handeln in Bahnen lenkt, uns dabei auch einengen kann. Weil aber die soziale Wirklichkeit immer wieder ihren konstruktiven Charakter erkennen lässt (z. B. durch sprachkritische Reflexion), mag die dekonstruierte Wirklichkeit gelegentlich als ‚bloße Konstruktion‘ empfunden werden, so, als könnte sie im Grunde auch ganz anders sein, wenn sie nur anders konstruiert worden wäre. Eine *Nation* etwa ist ganz offensichtlich nicht auf irgendeinem natürlichen Weg entstanden, sondern stellt in jeder Hinsicht eine gesellschaftliche Konstruktion dar. In der neueren Forschung wird sie daher eben so beschrieben, etwa von Ernest Gellner (2009), Benedict Anderson (2006), Eric Hobsbawm (2012). Aber einmal entstanden, ist sie für ihre Bürger ganz und gar real. Und ihre Konturen, ihre spezifischen Eigenschaften, sind keineswegs nur zufällig zustande gekommen, daher auch nicht beliebig.

Hier spielt der Begriff der Kontingenz eine Rolle, der in konstruktivistischen Argumentationen häufig begegnet. Als Warnung vor einem platten Glauben an zwingende Kausalität und Teleologie ist er ein großer Gewinn. Er besagt aber nicht, dass alles zu jeder Zeit immer auch ganz anders sein könnte oder ganz anders hätte werden können. Neben dem Kontingenten gibt es auch Bedingungen, Zwangsläufigkeiten, man könnte auch sagen: das historisch Gewordene, das, wie auch immer es entstanden sein mag, nun einmal da ist und das Künftige mitbestimmt. Eric Hobsbawm geht noch einen Schritt weiter. In seiner Studie *Nations and Nationalism since 1780* betont er zunächst „the element of artifact, invention and social engineering which enters into the making of nations“ (Hobsbawm 2012, 10). Angesichts seines Anliegens, Geschichtsfälschungen nationalistischer Politik aufzuzeigen, insistiert er aber zugleich auf dem Unterschied zwischen „fact and fiction“ (Hobsbawm 1993, 63).

Der zweite Punkt, der noch anzusprechen ist, die Theorie der Gleichwertigkeit von Konstruktionen, hängt mit dem eben behandelten zusammen. Wenn wir

sagen, die Wirklichkeit sei Produkt unserer Konstruktionen und unsere Konstruktionen spiegeln immer unsere Sozialität und unsere Interessen, dann geht, wie erwähnt, mit dieser Betonung des Perspektivischen zumindest implizit die Ablehnung der Möglichkeit einer an den Tatsachen orientierten, objektiven Beschreibung der Wirklichkeit einher. Unsere Konstruktion, so das Argument, ist eben nur eine neben anderen, und keine ist näher an der Wirklichkeit. Als Beleg könnten wir, zu Recht, auf vieles verweisen, etwa auf die Diskussion um den öffentlichen Umgang mit elektronischen Daten, denn wir wissen genau, dass Begriffe wie *Informationsfreiheit im World Wide Web* und *Datensicherheit* die jeweilige Position der sie Verwendenden spiegeln. Jeder hat eben seine eigene Position, und man kann sich zu dieser oder jener bekennen, aber mit ‚objektiver Beschreibung der Wirklichkeit‘ hat das nichts zu tun.

Das ist für ein Beispiel wie das gerade gewählte richtig. Der Gedanke birgt aber auch erhebliche Gefahren, weil er eine gleiche Wertigkeit nicht nur heterogener, sondern auch sich gegenseitig ausschließender Aussagen über die Wirklichkeit nahelegt und zugleich die Bildung neuer Begriffshierarchien samt der damit einhergehenden Machtverhältnisse ermöglicht. Wir müssen uns dann fragen, wie weit unsere konstruktivistische Toleranz reicht. Paul Boghossian (2006) nennt als Beispiel die Alternative zwischen der evolutionsbiologischen Erklärung der Entstehung des Lebens und der kreationistischen. Zur Debatte steht, ob wir tatsächlich der Ansicht sind, dass die beiden Auffassungen hinsichtlich ihrer Nähe zur Wirklichkeit identisch sind, dass beide nur Perspektiven spiegeln und grundsätzlich den gleichen Anspruch auf eine angemessene Beschreibung des Sachverhalts erheben können. Würde man die Fragen bejahen, dann würde man damit auch der Rede von den berüchtigten „alternative facts“ Tür und Tor öffnen, der durch die aktuellen „Marches for Science“ gerade begegnet werden soll. Auf der Basis konstruktivistischer Überzeugungen durchgeführte Analysen diskursiver Zusammenhänge im gesellschaftlichen Raum lassen dagegen in aller Regel erkennen, dass ihre Betreiber die von ihnen gemachten Aussagen sehr wohl für in der Sache treffend und gültig halten. Wer aufzeigen will, dass die Behauptung des „historischen Auftrags einer Nation“ keine objektive Beschreibung der Realitäten darstellt, wird dieses Aufzeigen nicht durch den Hinweis relativieren, dass eine gegenteilige Darstellung ebenso zutreffend wäre.

Aber auch wenn sich das so verhält, löst es natürlich nicht das grundsätzliche Problem: zu erkennen, wo und wie die Linien der Konstruktionen und der Wirklichkeit verlaufen. Doch gäbe es keinen Ort außerhalb der Diskurse, dann gäbe es auch keine Möglichkeit, sie in ihren sachlichen Zusammenhängen zu beschreiben, weil jede Beschreibung ihrerseits in einem Diskurs befangen wäre. Ein sachliches Beschreiben käme dann der Tat des Barons Münchhausen gleich: Man würde sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf der Perspektiven ziehen.

Doch wo wäre der Ort außerhalb der Diskurse? Um die Grenze zwischen dem Innen und Außen ist immer zu streiten. Dass der Streit oft so heftig ist, hat mit der gesellschaftlichen Brisanz der Themen zu tun, die viele zu einem deutlichen Bekenntnis herausfordern. Ist man einmal in einen bestimmten Habitus des Argumentierens verfallen – des Deklarierens von Wahrheiten oder des Aufzeigens von Konstruktionen – praktiziert man nur ihn: Hat man nur einen Hammer, wird einem alles zum Nagel. Das interessengeleitete Behaupten von ‚Wahrheiten‘ hat lange Tradition, und das interessengeleitete Aufzeigen von Konstruktionen hat mittlerweile seine eigene Tradition entwickelt.

In der Geschichte der Reflexion über Sprache begegnen zwei Forderungen am häufigsten: Die Sprache solle die Welt zutreffend beschreiben (eine Forderung nach ontologischer Zuverlässigkeit) und der Sprecher solle authentisch sein (eine Forderung nach kommunikativer Zuverlässigkeit, nach einem Ethos der Kommunikation).⁴⁵ Beide Forderungen scheinen nicht hintergebar, wobei im Kontext dieses Beitrags vor allem die erste dieser Forderungen relevant ist. Ebenso selbstverständlich aber wie der Wunsch, die Sprache solle die Welt zutreffend beschreiben, scheint der Wunsch, in der Behauptung von Tatsachen die herrschende Meinung aufzuzeigen.

Die Diskussion zwischen Realismus und Konstruktivismus wird nicht damit enden, dass das Problem auf theoretischer Ebene gelöst werden wird. Zu offensichtlich sind Plausibilität und Nutzen beider Positionen, aber auch ihre Grenzen: Mit einem überbordenden Konstruktivismus kann der Mensch kein Leben führen, und ein zu schlichter Realismus lässt ihn unter seinen intellektuellen Möglichkeiten bleiben.

Bibliographie

- Anderson, Benedict (2006): *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. 3. Aufl. London.
- Angehrn, Emil/Küchenhoff, Joachim (2012): Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Macht und Ohnmacht der Sprache. Philosophische und psychoanalytische Perspektiven*. Weilerswist, 7–11.
- Aristoteles (1974): *Kategorien. Lehre vom Satz [De interpretatione]*. Organon I u. II. Übers., mit Einl. u. Anm. v. E. Rolfes. Hamburg.
- Assmann, Aleida/Assmann, Jan (1998): Niemand lebt im Augenblick. Ein Gespräch mit den Kulturwissenschaftlern Aleida und Jan Assmann über deutsche Geschichte, deutsches Gedenken und den Streit um Martin Walser. In: *DIE ZEIT*, 03. 12. 1998, ZEIT Online [http://www.zeit.de/1998/50/199850.assmann_.xml; letzter Zugriff am 07. 10. 2015].

⁴⁵ Vgl. Gardt 2018.

- Bacon, Francis (1620/1963): *Novum Organum Scientiarum*. In: James Spedding/Robert L. Ellis/Douglas D. Heath (Hg.): *The Works of Francis Bacon*. London 1857–1874. Bd. 1. Nachdruck. Stuttgart-Bad Canstatt, 71–368.
- Bär, Jochen A. (2015): *Hermeneutische Linguistik. Theorie und Praxis grammatisch-semantischer Interpretation*. Berlin/München/Boston.
- Barad, Karen (2012): *Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken*. Berlin.
- Becher, Johann Joachim (1674): *Methodvs Didactica*. 2. Aufl. Frankfurt a. M.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (2003; engl. Original 1966): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. 19. Aufl. Frankfurt a. M./Berlin.
- Boghossian, Paul (2006): *Fear of Knowledge. Against Relativism and Constructivism*. Oxford (Dt.: Paul Boghossian (2013): *Angst vor der Wahrheit. Ein Plädoyer gegen Relativismus und Konstruktivismus*. Berlin.).
- Brouër, Birgit/Kilian, Jörg/Lüttenberg, Dina (2015): *Sprache in der Bildung*. In: Felder/Gardt 2015a, 539–556.
- Busse, Dietrich (2006): *Text – Sprache – Wissen. Perspektiven einer linguistischen Epistemologie als Beitrag zur Historischen Semantik*. In: *Scientia Poetica 10* (Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften), 101–137.
- Busse, Dietrich (2012): *Frame-Semantik. Ein Kompendium*. Berlin/Boston.
- Cassirer, Ernst (1923): *Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil: Die Sprache*. Berlin.
- Chladenius, Johann Martin (1742): *Einleitung zur richtigen Auslegung vernünftiger Reden und Schriften*. Leipzig.
- De Caro, Mario (2014): *Zwei Spielarten des Realismus*. In: Gabriel 2014a, 19–32.
- Derrida, Jacques (1992): *Schrift und Differenz*. Übers. v. Rodolphe Gesché u. Ulrich Köppen. 5. Aufl. Frankfurt a. M.
- Descartes, René (1629/1963): [Brief an P. Mersenne] (1629). In: *Oeuvres philosophiques*. Bd. 1 (1618–1637). Paris, 227–234.
- Dreyfus, Hubert/Taylor, Charles (2016): *Die Wiedergewinnung des Realismus*. Frankfurt a. M.
- Eco, Umberto (2014): *Gesten der Zurückweisung. Über den Neuen Realismus*. In: Markus Gabriel (Hg.): *Der Neue Realismus*. Frankfurt a. M., 33–51.
- Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Bd. 4. Hg. v. Jürgen Mittelstraß u. Siegfried Blasche. Stuttgart 1996.
- Everett, Caleb (2013): *Linguistic Relativity. Evidence Across Languages and Cognitive Domains*. Berlin/Boston.
- Everett, Daniel (2013): *Die größte Erfindung der Menschheit. Was mich meine Jahre am Amazonas über das Wesen der Sprache gelehrt haben*. München.
- Felder, Ekkehard (Hg.) (2013a): *Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen (Sprache und Wissen 13)*. Berlin/Boston.
- Felder, Ekkehard (2013b): *Faktizitätsherstellung mittels handlungsleitender Konzepte und agonaler Zentren. Der diskursive Wettkampf um Geltungsansprüche*. In: Felder 2013a, 13–28.
- Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (Hg.) (2015a): *Handbuch Sprache und Wissen (HSW 1)*. Berlin/Boston.
- Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (2015b): *Sprache – Erkenntnis – Handeln*. In: Felder/Gardt 2015a, 3–33.

- Ferraris, Maurizio (2014a): Manifest des neuen Realismus. Übers. v. Malte Osterloh (Schriftenreihe des Käthe Hamburger Kollegs „Recht als Kultur“. Bd. 6). Frankfurt a. M.
- Ferraris, Maurizio (2014b): Was ist der Neue Realismus? In: Markus Gabriel (Hg.): Der Neue Realismus. Frankfurt a. M., 52–75.
- Fix, Ulla (2015): Die EIN-Text-Diskursanalyse. Unter welchen Umständen kann ein einzelner Text Gegenstand einer diskurslinguistischen Untersuchung sein? In: Heidrun Kämper/Ingo Warnke (Hg.): Diskurs – interdisziplinär. Zugänge, Gegenstände, Perspektiven. Berlin/Boston, 317–333.
- Foerster, Heinz von/Glasersfeld, Ernst von/Hejl, Peter M. (1992): Einführung in den Konstruktivismus. München/Zürich.
- Folkers, Andreas (2013): Was ist neu am neuen Materialismus? Von der Praxis zum Ereignis. In: Tobias Goll u. a. (Hg.): Critical Matter. Diskussionen eines neuen Materialismus. Münster, 17–35.
- Foucault, Michel (1973): Archäologie des Wissens. Frankfurt a. M. (frz. Original: L'Archéologie du savoir. Paris 1969).
- Frege, Gottlob (1923–26/1966): Logische Untersuchungen. 3. Teil: Gedankengefüge. In: Ders.: Logische Untersuchungen. Hg. v. G. Patzig. Göttingen, 72–91.
- Fuchs, Thomas (2011): Hirnwelt oder Lebenswelt? Zur Kritik des Neurokonstruktivismus. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 59/3, 347–358.
- Gabriel, Markus (Hg.) (2014a): Der Neue Realismus. Frankfurt a. M.
- Gabriel, Markus (2014b): Existenz, realistisch gedacht. In: Gabriel 2014a, 171–199.
- Gadamer, Hans-Georg (1960/1986): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik (Gesammelte Werke. Bd. 1). 5. Aufl. Tübingen.
- Gadamer, Hans-Georg (1993): Vom Zirkel des Verstehens. In: Ders.: Hermeneutik: Wahrheit und Methode. Bd. 2: Ergänzungen, Register. 2. durchges. Aufl. Tübingen.
- Gardt, Andreas (1994): Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz. Berlin/New York.
- Gardt, Andreas (1999): Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Berlin/New York.
- Gardt, Andreas (2002): Sprache und nationale Identität. In: Jahrbuch 2001 der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Göttingen, 124–132.
- Gardt, Andreas (2007): Diskursanalyse. Aktueller theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten. In: Ingo Warnke (Hg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin/New York, 28–52.
- Gardt, Andreas (2017): Zum Diskursbegriff. In: Thomas Niehr/Peter Schlobinski (Hrsg.): Diskursanalyse(n). Themenheft Der Deutschunterricht, 6/2017, 2–7.
- Gardt, Andreas (2018): Eigentlichkeit. Eine Universalie der Sprachreflexion. In: Martin Wengeler/Alexander Ziem (Hg.): Diskurs, Wissen, Sprache. Linguistische Annäherungen an kulturwissenschaftliche Fragen (Sprache und Wissen 29). Berlin/Boston, 89–113.
- Gellner, Ernest (2009): Nations and Nationalism. 2. Aufl. Ithaca.
- Gibson, James J. (1977): The theory of affordances. In: Robert Shaw/John D. Bransford (Hg.): Perceiving, Acting and Knowing. Toward an Ecological Psychology. New York, 67–82.
- Glasersfeld, Ernst von (1996): Der Radikale Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme. Frankfurt a. M.
- Gottsched, Johann Christoph (1762/1978): Grundlegung einer deutschen Sprachkunst (1748). 5. Aufl. Leipzig 1762. In: Ausgewählte Werke. Bd. 8: Deutsche Sprachkunst. Hg. v. P. M. Mitchell. Bearb. v. H. Penzl. Berlin/New York.

- Günthner, Susanne/Hüpper, Dagmar/Spieß, Constanze (Hg.) (2012): *Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*. Berlin/Boston.
- Habscheid, Stefan u. a. (2015): *Sprache in Organisationen*. In: *Felder/Gardt*, 392–410.
- Härtl, Holden (2009): *Linguistische Relativität und die ‚Sprache-und-Denken‘-Debatte. Implikationen, Probleme und mögliche Lösungen aus Sicht der kognitionswissenschaftlichen Linguistik*. In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 51, 45–81.
- Heidegger, Martin (1927/1977): *Sein und Zeit*. Gesamtausgabe: Erste Abteilung. Bd. 2: *Veröffentlichte Schriften 1914–1970*. Frankfurt a. M.
- Heisenberg, Werner (1969): *Der Teil und das Ganze. Gespräche im Umkreis der Atomphysik*. München.
- Heisenberg, Werner (1984): *Physik und Philosophie*. 4. Aufl. Stuttgart.
- Herder, Johann Gottfried (1771/1985): *Werke in zehn Bänden*. Bd. 1: *Frühe Schriften 1764–1772*. Hg. v. U. Gaier (Bibliothek deutscher Klassiker 1). Frankfurt a. M.
- Hobsbawm, Eric J. (1993): *The new threat to history*. In: *New York Review of Books* 40/21, 62–65.
- Hobsbawm, Eric J. (2012): *Nations and Nationalism since 1780. Programme, Myth, Reality*. 2. Aufl. Cambridge.
- Humboldt, Wilhelm von (1836/1992): *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (d. i. Einleitung zu: Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java)*. In: *Wilhelm von Humboldt. Schriften zur Sprache*. Hg. v. M. Böhler. Stuttgart, 30–207
- Humboldt, Wilhelm von (um 1810–11/1992): *Einleitung in das gesamte Sprachstudium*. In: *Ders.: Schriften zur Sprache (dort als Auszug unter dem Titel: Thesen zur Grundlegung einer allgemeinen Sprachwissenschaft)*. Hg. v. M. Böhler. Stuttgart, 12–20.
- Interdisciplinary Network for Studies Investigating Science and Technology (INSIST) [<https://insist-network.com>; letzter Zugriff am 19. 05. 2015].
- Iser, Wolfgang (1972): *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*. München.
- Jahn, Friedrich Ludwig (1833): *Merke zum Deutschen Volksthum*. Hildburghausen.
- Jahr, Silke (1993): *Zum Verhältnis von Bedeutung, Begriff und Wissen bei Fachtermini*. In: *Fachsprache* 15/1–2, 38–44.
- Kade, Otto (1971): *Das Problem der Übersetzbarkeit aus der Sicht der marxistisch-leninistischen Erkenntnistheorie*. In: *Linguistische Arbeitsberichte. Mitteilungsblatt der Sektion Theoretische und angewandte Sprachwissenschaft an der Karl-Marx-Universität Leipzig und des Leipziger Linguistenkreises* 4, 13–28.
- Kalwa, Nina (2013): *Das Konzept „Islam“. Eine diskurslinguistische Untersuchung*. Berlin/Boston (Sprache und Wissen 14).
- Klug, Nina-Maria (2016): *Multimodale Text- und Diskurssemantik*. In: *Klug/Stöckl 2016*, 165–189.
- Klug, Nina-Maria/Stöckl, Hartmut (Hg.) (2016): *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext (HSW 7)*. Berlin/Boston.
- Klumbies, Paul-Gerhard (2015): *Herkunft und Horizont der Theologie des Neuen Testaments*. Tübingen.
- Köller, Wilhelm (2004): *Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache*. Berlin/New York.
- König, Katharina (2014): *Spracheinstellungen und Identitätskonstruktion. Eine gesprächsanalytische Untersuchung sprachbiographischer Interviews mit Deutsch-Vietnamesen*. Berlin/Boston.

- Krämer, Sybille (2001): Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M.
- Lai, Vicky Tzuyin/Boroditsky, Lena (2013): The immediate and chronic influence of spatio-temporal metaphors on the mental representations of time in English, Mandarin, and Mandarin-English speakers. In: *Frontiers in Psychology*, 4:142. doi: 10.3389/fpsyg.2013.00142.
- Lakoff, George/Wehling, Elisabeth (2008): Auf leisen Sohlen ins Gehirn. Politische Sprache und ihre heimliche Macht. Heidelberg.
- Lakoff, George/Johnson, Mark (2008): Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. 6. Aufl. Heidelberg.
- Latour, Bruno (2004): Why has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern. In: *Critical Inquiry* 30/2, 225–248.
- Lautenschläger, Sina (2018): Geschlechtsspezifische Körper- und Rollenbilder. Eine korpuslinguistische Untersuchung. Berlin/Boston (Sprache und Wissen 31).
- Lehmann, Beat (1998): ROT ist nicht »rot« ist nicht [rot]. Eine Bilanz und Neuinterpretation der linguistischen Relativitätstheorie. Tübingen.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1673/1923 ff.): [Brief an Oldenburg]. In: Ders.: Sämtliche Schriften und Briefe. Reihe 2: Philosophischer Briefwechsel, Bd. 1: 1663–1685. Hg. v. d. Preußischen Akademie der Wissenschaften, später Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin bzw. Akademie der Wissenschaften der DDR, seit 1993 Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Akademieausgabe). Darmstadt, später: Leipzig, dann Berlin, 239–241.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1704/1961): Nouveaux essais sur l'entendement humain. In: [Akademieausgabe]. 6. Reihe: Philosophische Schriften, Bd. 6. Berlin 1962 (Dt. Text: Leibniz, G. W.: Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand. Hg. u. übers. v. Wolf von Engelhardt/Hans Heinz Holz. Frankfurt a. M.).
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1714/1965): Monadologie. In: Ders.: Die philosophischen Schriften von Gottfried Wilhelm Leibniz. Bd. 6. Hg. v. C. J. Gerhardt. Nachdruck der Ausgabe Berlin 1875–1890. Hildesheim, 607–623 (Dt. Text: Gottfried Wilhelm Leibniz: Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Übers. v. a. Buchenau. Durchges. u. mit Einleitungen u. Erläuterungen hg. v. Ernst Cassirer. Bd. 2. 3. Aufl. Hamburg 1966, 435–456).
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (um 1697/1908): Unvorgreifliche Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Deutschen Sprache (entstanden um 1697, veröffentlicht 1717). In: P. Pietsch (Hg.): Leibniz und die deutsche Sprache. In: *Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins*. Wissenschaftl. Beihefte, 4. Reihe. Heft 30, 313–356.
- Levinson, Stephen C. (2003): Space in Language and Cognition. *Explorations in Cognitive Diversity* (Language, Culture and Cognition 5). Cambridge.
- Linke, Angelika (2014): Kommunikationsgeschichte. In: Vilmos Ágel/Andreas Gardt (Hg.): *Paradigmen der aktuellen Sprachgeschichtsforschung* (JGS 5). Berlin/Boston, 22–45.
- Lucy, John A. (2016): Recent advances in the study of linguistic relativity in historical context: a critical assessment. In: *Language Learning* 66/3, 487–515.
- Marconi, Diego (2014): Minimaler Realismus. In: *Gabriel* 2014a, 110–130.
- Maturana, Humberto R. (1982): Erkennen. Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie. Braunschweig/Wiesbaden.
- Maturana, Humberto R./Varela, Francisco J. (1987): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens. Bern u. a.

- Muir, Willa/Muir, Edwin (1959): Translating from the German (d. i. Teil II von: Willa Muir/Edwin Muir: Translating from the German). In: Reuben Arthur Brower (Hg.): On Translation. Cambridge/Mass., 93–96.
- Niehr, Thomas/Schlobinski, Peter (Hg.) (2017): Diskursanalyse(n). Themenheft „Der Deutschunterricht“ 6/2017.
- Nietzsche, Friedrich (1873/1967): Ueber Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne. In: Paolo D’lorio (Hg.): Friedrich Nietzsche. Digital critical edition of the complete works and letters, based on the critical text by G. Colli and M. Montinari. Berlin/New York [http://www.nietzschesource.org/#; letzter Zugriff am 01. 01. 2018].
- Nietzsche, Friedrich (1886/1967): Nachgelassene Fragmente: Ende 1886 bis Frühjahr 1887. In: Paolo D’lorio (Hg.): Friedrich Nietzsche. Digital critical edition of the complete works and letters, based on the critical text by G. Colli and M. Montinari. Berlin/New York [http://www.nietzschesource.org/#; letzter Zugriff am 01. 01. 2018].
- Peirce, Charles Sanders (CP): Collected Papers of Charles Sanders Peirce. Bde. I–VI hg. v. Charles Hartshorne u. Paul Weiss (1931–1935)/Bde. VII u. VIII hg. v. Arthur W. Burks (1958). Cambridge.
- Peirce, Charles Sanders (EP): The Essential Peirce. Selected Philosophical Writings. Bd. 1 (1867–1893) hg. v. Nathan Houser/Christian Kloesel, Bloomington/Indianapolis 1992; Bd. 2 (1893–1913) hg. v. Peirce Edition Project, Bloomington/Indianapolis 1998.
- Petersen, Aage (1985): The Philosophy of Niels Bohr. In: Anthony Philip French/Peter J. Kennedy (Hg.): Niels Bohr. A Centenary Volume. Cambridge, 299–310.
- Petersen, Aage (1963): The philosophy of Niels Bohr. In: Bulletin of the Atomic Scientists 19/7, 8–14.
- Pörksen, Bernhard (Hg.) (2015): Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Mit einem Nachwort von Siegfried J. Schmidt. 2. akt. u. erw. Aufl. Wiesbaden.
- Putnam, Hilary (1991): Repräsentation und Realität. Frankfurt a. M.
- Reichmann, Oskar (1998): Sprachgeschichte: Idee und Verwirklichung. In: Werner Besch u. a. (Hg.) (1998): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung (4 Teilbde.). Teilbd. 1 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1–2.4). 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin/New York, 1–41.
- Reinart, Sylvia/Pöckl, Wolfgang (2015): Romanische Fachsprachen. Eine Einführung mit Perspektiven aus der Übersetzungswissenschaft. Berlin/Boston.
- Roderburg, Sylvia (1998): Sprachliche Konstruktion der Wirklichkeit: Metaphern in Therapiegesprächen. Wiesbaden.
- Rorty, Richard (1989): Kontingenz, Ironie und Solidarität. Übers. v. C. Krüger. Frankfurt a. M.
- Roth, Gerhard (1997): Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen. Frankfurt a. M.
- Roth, Gerhard (2003): Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert. Frankfurt a. M.
- Rusch, Gebhard/Schmidt, Siegfried J. (Hg.) (1992): Konstruktivismus. Geschichte und Anwendung. Frankfurt a. M.
- Schlegel, August Wilhelm (1798–1803/1989): Vorlesungen über Ästhetik I. Mit Kommentar und Nachwort hg. v. Ernst Behler. Paderborn u. a.
- Schlegel, August Wilhelm (1801–1802/1989): Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. 1. Teil: Die Kunstlehre. In: A. W. Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen. Hg. v. E. Behler in Zusammenarbeit mit F. Jolles. Bd. 1. Paderborn, 181–472.

- Schröter, Jens/Eddelbüttel, Antje (Hg.) (2004): *Konstruktion von Wirklichkeit: Beiträge aus geschichtstheoretischer, philosophischer und theologischer Perspektive*. Berlin/New York.
- Schrott, Angela (2015): *Kategorien diskurstraditionellen Wissens als Grundlage einer kulturbezogenen Sprachwissenschaft*. In: Franz Lebsanft/Dies. (Hg.): *Diskurse, Texte, Traditionen. Modelle und Fachkulturen in der Diskussion*. Bonn/Göttingen, 115–146.
- Schrott, Angela (demn.): *Verbale Höflichkeit als diskurstraditionelle Kompetenz: ein pragmalinguistisches Modell am Beispiel des Altspanischen*. In: Brigitte Burricher/Nine Miedema (Hg.): *Verbale Höflichkeit in mittelalterlichen Texten*. Berlin (Historische Dialogforschung 3).
- Searle, John R. (2014): *Aussichten für einen neuen Realismus*. In: Gabriel 2014a, 292–307.
- Siefer, Werner/Weber, Christian (2006): *Ich. Wie wir uns selbst erfinden*. Frankfurt a. M.
- Staiger, Emil (1955): *Die Kunst der Interpretation. Studien zur deutschen Literaturgeschichte*. Zürich.
- Teubert, Wolfgang (2006): *Korpuslinguistik, Hermeneutik und die soziale Konstruktion der Wirklichkeit*. In: *Linguistik online* 28/3, 41–60.
- Thibodeau, Paul/Boroditsky, Lera (2015): *Measuring Effects of Metaphor in a Dynamic Opinion Landscape*. In: *PLOS ONE* 10/7 [<https://doi.org/10.1371/journal.pone.0133939>; letzter Zugriff am 01. 01. 2018].
- Thurot, Charles (1869/1964): *Extraits de Divers Manuscrits Latins pour Servir a l'Histoire des Doctrines Grammaticales au Moyen Age*. Paris. Unveränd. Nachdruck. Frankfurt a. M.
- Trier, Jost (1973): *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Von den Anfängen bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts*. Heidelberg.
- Valery, Paul (1992): *Werke. I: Dichtung und Prosa*. Hg. v. Jürgen Schmidt-Radefeldt. Frankfurt a. M.
- Wengeler, Martin/Ziem, Alexander (Hg.) (2013): *Sprachliche Konstruktionen von Krisen. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein fortwährend aktuelles Phänomen*. Bremen.
- Whorf, Benjamin Lee (1956): *Language, Thought and Reality*. New York.
- Wittgenstein, Ludwig (1921/1960): *Tractatus logico-philosophicus*. In: Ludwig Wittgenstein: *Schriften*. Bd. 1. Hg. v. Ingeborg Bachmann. Frankfurt a. M., 7–83.
- Wittgenstein, Ludwig (1945/1960): *Philosophische Untersuchungen I*. In: Ludwig Wittgenstein: *Schriften*. Bd. 1. Hg. v. Ingeborg Bachmann. Frankfurt a. M., 279–554.
- Wodak, Ruth u. a. (1998): *Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität*. Frankfurt a. M.
- Wolff, Christian (1720/1983): *Vernünfftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt (Deutsche Metaphysik)*. Frankfurt/Leipzig 1720. Nachdruck d. Ausg. Halle 1751. In: *Gesammelte Werke*. 1. Abt. Bd. 2. Hg. v. C. A. Corr. Hildesheim/Zürich/New York.

Online-Quellen

- Abbildung aus „Süddeutsche Zeitung Media“ („Vom Tisch – ein Designheft“): [<https://sz-media.sueddeutsche.de/de/magazine/sz-magazin-profil.html>; letzter Zugriff am 02. 03. 2018].
- Homepage des *Vereins Deutsche Sprache*: [<http://vds-ev.de/denglich-und-anglizismen/anglizismenindex/textbeitraege/>; letzter Zugriff am 05. 01. 2018].
- Homepage des *Vereins Deutsche Sprache*: [<http://vds-ev.de/deutsch-in-der-politik/buendnis-90die-gruenen-fuer-klares-deutsch/buendnis-90die-gruenen-fuer-klares-deutsch/>; letzter Zugriff am 05. 01. 2018].
- Homepage zum Thema *Geschickt Gendern*: [<http://geschicktgendern.de>; letzter Zugriff am 01. 01. 2018].
- Projekt „Sensory Semantics“: [<http://www.sensorysemantics.ch/de/index.php>; letzter Zugriff am 31. 12. 2017].
- Sektion „Linguistics“ der Encyclopedia of Cognitive Science: [<http://onlinelibrary.wiley.com/book/10.1002/0470018860>; letzter Zugriff am 01. 01. 2018].
- Wikipedia-Artikel „Geschlechtergerechte Sprache“: [https://de.wikipedia.org/wiki/Geschlechtergerechte_Sprache; letzter Zugriff am 01. 01. 2018].
- Wahl zum „Unwort des Jahres“ (1994): [<http://www.unwortdesjahres.net/index.php?id=33>; letzter Zugriff am 28. 12. 2017].

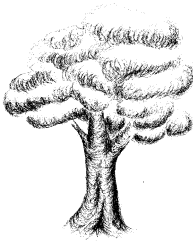
Anhang

Dass die Auseinandersetzung zwischen Konstruktivismus und Realismus zu guten Teilen überflüssig sein könnte, wurde mir unter anderem in Diskussionen mit John Searle deutlich. Die folgende Geschichte bildet regelmäßig den Anfang meiner Vorlesung zur Einführung in die Sprachwissenschaft und dient dazu, den Teilnehmern die Plausibilität konstruktivistischen Denkens vor Augen zu führen. Die Geschichte soll die perspektivische Gebundenheit des sprachlichen Weltzugangs illustrieren: Wörter und Aussagen bezeichnen nicht die Dinge an sich, sondern tun dies immer aus einer bestimmten Perspektive. Ich schickte die Geschichte John Searle, Paul Boghossian und Markus Gabriel, die alle weitgehend realistische Positionen vertreten. Alle konnten die (sehr weitreichenden) sprach- und erkenntnistheoretischen Implikationen der Geschichte problemlos mit ihren eigenen Positionen verbinden, was nicht ohne Weiteres zu erwarten gewesen wäre. Searles Antwort – er vertritt seine vorwiegend realistische Position bekanntlich sehr prononciert – wird im Anschluss aufgeführt.

Eingeleitet wird die Geschichte mit der Frage, warum es im Deutschen das Wort *Baum* gebe. Meist wird aus dem Auditorium in diesem Sinne geantwortet: weil es Bäume gibt und, aus der Sicht der Sprecher, die Notwendigkeit, auf sie zu

verweisen. Auf die sich anschließende Frage, woher der Student oder die Studentin wisse, dass es Bäume gibt, begegnet als typische Antwort: weil er/sie Bäume aus eigener Erfahrung kenne und/oder weil die Existenz von Bäumen zum festen Wissensbestand in unserer Gesellschaft gehöre („weil man das eben weiß“). Gelegentlich wird zusätzlich auf einen Baum gedeutet, falls vor dem Fenster des Hörsaals einer steht. Vor allem die Zeigegeste impliziert, dass nach Ansicht des Zeigenden der Baum unabhängig davon existiert, ob aktuell von jemandem mit dem Wort *Baum* auf ihn referiert wird. Entweder, so die implizite Annahme, steht dort ein Baum, oder es steht keiner dort, ob man nun über ihn spricht bzw. auf ihn deutet oder nicht.

Es folgt die eigentliche Geschichte. In ihr gelangt ein Sprachwissenschaftler nach einem Schiffsunglück als einziger Überlebender auf eine Insel. Dort trifft er auf Eingeborene, die keine der Sprachen beherrschen, in denen er sie anspricht. Auch versteht er ihre Sprache nicht. Nach einigen Tagen wird er von einer Bewohnerin der Insel mit einer Geste zu einem Gang über die Insel aufgefordert. Sie gelangen zu einer Lichtung, in deren Mitte sich dieses Objekt befindet:⁴⁶



Die Inselbewohnerin deutet darauf und sagt: „A“.
Der Sprachwissenschaftler sagt: „Baum“.

Sie gehen weiter und sehen dieses Objekt:



Inselbewohnerin: „B“.
Sprachwissenschaftler: „Strauch“.

⁴⁶ Für die Zeichnungen danke ich Carolin Goldhofer.

Wieder gehen sie weiter und begegnen diesem Objekt:



Der Sprachwissenschaftler will seinen Lernerfolg demonstrieren und sagt: „A“.
Die Inselbewohnerin sagt: „B“.

Schließlich sehen sie dieses Objekt:



Sprachwissenschaftler: „B“.
Inselbewohnerin: „A“.

Wie ist das möglich, auf der Basis der Annahme, dass beide im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte sind und keiner von ihnen lügt oder scherzt?

Es dauert nicht lange, bis jemand aus dem Auditorium eine Antwort dieser Art gibt: Beide haben offenbar die Pflanzen unterschiedlich kategorisiert, so, dass die Pflanzen, die die Inselbewohnerin als „A“ bezeichnete, in ein und dieselbe Kategorie gehören, während der deutsche Linguist unter „A“ zum Teil eben solche, zum Teil aber auch andere Pflanzen fasste. Analoges gelte für „B“.

Tatsächlich verhält es sich eben so: Auf dieser Insel kategorisieren die Eingeborenen ihre Pflanzen nicht danach, ob sie einen Stamm von einer gewissen Höhe, dicke Äste, Blattwerk usw. besitzen, sondern nach der Größe ihrer Blätter: Pflanzen mit einer Blattgröße über der Größe eines Handtellers nennen sie „A“, die anderen „B“. Der Grund dafür wird schnell klar: Die ‚Großblätler‘ tragen essbare Früchte, die ‚Kleinblätler‘ dagegen ungenießbare.

Zurück zur eingangs gestellten Frage, warum es das Wort *Baum* im Deutschen gibt: Auf sie war geantwortet worden, es gebe das Wort *Baum*, weil es Bäume gebe und die Menschen auf sie verweisen wollten. Die Existenz von Bäumen sei wiederum dadurch evident, dass man Bäume aus eigener Erfahrung kenne, es

außerdem allgemein bekannt sei und dass man zudem auf einen Baum direkt vor dem Fenster deuten könne. Im Anschluss an die Geschichte aber überzeugt dieser unmittelbare Rückschluss vom Wort auf das Ding nicht mehr ohne Weiteres. Natürlich gibt es ein Phänomen vor dem Fenster des Hörsaals, auf das gedeutet werden kann. Doch sobald man dieses Phänomen *Baum* nennt, kategorisiert man es, d. h. man lässt das Interesse erkennen, einzelne Gegebenheiten – Stamm, dickere Äste, eine gewisse Höhe usw. – zu einem *ganz bestimmten* Phänomen zu bündeln und damit von anderen Phänomenen – ohne Stamm, ohne dickere Äste und von geringerer Höhe – zu unterscheiden. Ebenso gut hätte man, wie in der Sprache der Inselbewohner, die Größe der Blätter in die Bündelung einfließen lassen können, doch besteht daran für uns offenbar kein Interesse. Dem Wort *Baum* liegt also sowohl ein objektiv existierendes Phänomen zugrunde als auch unser Interesse, die Wirklichkeit auf eine uns sinnvoll erscheinende Weise zu gliedern. Ganz offensichtlich bezeichnen die Wörter unserer Sprache nicht ‚die Gegenstände der Wirklichkeit als solche‘, sondern lassen unsere Perspektive auf die Wirklichkeit erkennen. Wenn wir über die Wirklichkeit sprechen, dann tun wir dies stets auf der Grundlage dieser Perspektive, sind uns ihr aber im Alltag des Kommunizierens in aller Regel nicht mehr bewusst.

Die Geschichte vom Linguisten und der Inselfsprache scheint also eine recht starke Version des Konstruktivismus zu unterstützen. Denn wenn die der Sprache inhärente Perspektivität bereits in der Bezeichnung von Realia wie Bäumen unverkennbar ist (jedenfalls in der Logik der oben erzählten Geschichte), dann ist sie umso offensichtlicher präsent in Bezeichnungen von abstrakten Kategorien, also in Ausdrücken wie *Schönheit*, *Freiheit* und *Glück*.

John Searle konnte die Geschichte dennoch problemlos in seine zu großen Teilen realistische Position integrieren:⁴⁷

I do not see any serious problem about the examples you pose. Here it seems to me is the right conception! The world exists completely independently of our language and our attitudes. We then invent or evolve linguistic categories for describing and classifying elements of the world. At the most fundamental level, how we choose to divide the world up into linguistic categories is entirely up to us. This is not to say it is arbitrary. We would like our categories to match actual causal and other sorts of relations in the world. The crucial point is this: though the invention of the categories is up to us and is in that sense ‘arbitrary’, whether or not some object actually satisfies the categories we have invented is entirely an objective fact about the world that exists totally independently of our categorization. So we invent the word ‘tree’ (and that is an arbitrary invention); but once we have invented it, whether or not objects are trees is entirely up to the world and not up to us. We set the truth

47 Private E-Mail vom 16. 09. 2013.

conditions, whether or not some object actually satisfies those conditions is not up to us. In short, conceptual relativity is true, but it does not imply ontological relativity, which is false. This is why I do not like the metaphor of 'dough.' 'Dough' suggests something undifferentiated. In fact, of course, the world comes to us with all of its causal relations already set. Causation is not a human creation. But once we invent the categories, then whether or not something is a tree or a planet or a hydrogen atom is entirely up to how things are in the world. It is not a question of changing something from "dough" to something else, it already is what it is regardless of how we choose to describe it.

There is a piece of the world, rather small, but important to us, where the verbal categories do not just describe a pre-existing reality but they are part of the creation of reality, and those are the institutional categories like money, property, government, and marriage. All of these phenomena are indeed social institutions and thus social creations. Planets and trees are not social creations. Money and governments are social creations. The fact that we can invent different categories for dividing the world does not show that there is no world independent of the categorization to be divided. On the contrary, it shows precisely the reverse. It is only because there is an independently existing reality that we can choose alternative methods of categorizing it and describing it.

Searles zentraler Gedanke – „In short, conceptual relativity is true, but it does not imply ontological relativity, which is false“ – könnte im Grunde von jedem Konstruktivisten akzeptiert werden. Wahrscheinlich würde er ergänzen, dass die konzeptuelle Dimension für den Menschen die entscheidende ist, da er die Wirklichkeit eben nach Maßgabe seiner Konzepte erfasst. Aber wie auch immer: Wenn eine Geschichte, die eine weitgehend konstruktivistische Position zum Ausdruck bringt, problemlos in eine weitgehend realistische Theorie integriert werden kann, dann erweisen sich die Positionen von Realismus und Konstruktivismus als weit weniger unvereinbar, als die Debatte suggeriert.